



Das Mitleid ist die alleinige echt moralische Triebfeder. — Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die echte.....dadurch, daß sie auch die Tiere in ihren Schutz nimmt

Arthur SCHOPENHAUER

Ethische Rundschau

Monatsschrift

zur Läuterung und Vertiefung
der ethischen Anschauungen und
zur Förderung ethischer Bestrebungen

Herausgegeben von Magnus Schwantje



Es sollte uns fortan einzig noch daran gelegen sein, der Religion des Mitleidens, den Bekennern des Nützlichkeitsdogmas zum Trösz, einen kräftigen Boden zu neuer Pflege bei uns gewinnen zu lassen.

Richard WAGNER

IV. Jahrgang, 1.—2. Heft

Ausgegeben am 1. Oktober 1915

Drittes Friedens-Heft.

An die Bekenner des Evangeliums. Von Pastor Hans Francke.

Krieg und Patriotismus im Lichte des Evangeliums.

Von Dr. phil. Paul Feldkeller.

Krieg und Patriotismus im Lichte der Moral Schopenhauer's.

Von Magnus Schwantje.

Ueber das Esperanto. Von Magnus Schwantje.

Nachruf auf Hugo Wegener. Von Heinrich Brück.

Neue Friedens-Litteratur. VI.

Besprochen von Leopold Katscher und Magnus Schwantje.

Kleine Aufsätze und Berichte. Von M. Schwantje u. L. Katscher.

(Seuche und Krieg. — Schopenhauer als Tierpsychologe. — Zu Hertzka's 70. Geburtstag. — 5 Nachrufe.)

Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

(Brief Romain Rolland's über den Tierschutz u. a.)

Im Verlage des Herausgebers, Berlin W.15. Düsseldorf Strasse 23.

Preis dieses Doppelheftes 1 Mk. — Bezugsbedingungen auf der 2. Seite des Umschlages.

Eine sittliche Forderung müssen wir aussprechen, sobald wir ihre Berechtigung erkennen, auch wenn wir noch gar nicht wissen, wann und mit welchen Mitteln wir ihre Erfüllung erreichen können. Wir werden ein Ideal umso früher verwirklichen, je früher wir beginnen, ihm zuzustreben. Ja, auch Ideale, die wir in dieser Welt überhaupt nicht erreichen können, müssen wir der Menschheit vorhalten, damit diejenigen Menschen, welche die Schönheit dieser Ideale erkennen können, sich ihnen so viel wie möglich nähern, und damit der Anblick dieser Ideale ihr inneres Leben verklärt.

Auch wenn wir glauben, daß wir in absehbarer Zeit den Krieg nicht abschaffen können, müssen wir schon heute die Schrecklichkeit des Krieges aufdecken und die wissenschaftlichen Vorarbeiten zur Herstellung einer internationalen Rechtsordnung beginnen. Der Völker-Friede wird umso früher gesichert sein, je früher wir den Abscheu vor dem Kriege wecken und den Weg zum Frieden entdecken.

MAGNUS SCHWANTJE.

(Aus dem Flugblatt „Ueber radikale Ethik“.)

Um die Trauer der Freunde der Ethischen Rundschau über die Opfer des jetzigen Weltkrieges, besonders über den Tod so vieler Gesinnungsgenossen, zum Ausdruck zu bringen, werden die während des Krieges erscheinenden Hefte auf der ersten Seite einen Trauer-Rand tragen.

Durch den Krieg wurde ich verhindert, in den ersten acht Monaten des Jahres 1915 Hefte der Ethischen Rundschau herauszugeben. Ich kann auch jetzt noch nicht angeben, wie groß der Umfang des Jahrganges 1915 sein wird. Falls in diesem Jahre weniger als sechs Doppelhefte von 82 Seiten erscheinen, so werde ich allen Beziehern wertvolle andere Schriften als Entschädigung für die Verringerung des Umfangs anbieten. Nähere Mitteilungen darüber stehen auf der 2. Umschlagseite dieses Heftes.

Der Herausgeber.

Gleichzeitig mit diesem Heft ist das dritte Friedensheft der Ethischen Rundschau erschienen, welches die folgende Aufsätze enthält:

Die Vorbereitung eines dauernden Friedens. Von Magnus Schwantje.

Staatliche Unterstützung der Friedens-Propaganda. Von Hans Fülster u. Magnus Schwantje.

Fäulnis in der modernen Kunst. Von Otto Koester und Magnus Schwantje.

Schriften - Besprechungen. Von Otto Koester, Leopold Katscher und Franz Kremnitz.

Kleine Aufsätze und Berichte. Von Leopold Katscher und Otto Koester.

(Gegen den Völkerhaß. — Ueber die Sanitätshunde. — Frauenstimmrecht in Dänemark — Jägersorgen.)

Die nächsten Hefte sollen die folgenden Aufsätze und viele andere enthalten:

Gedanken über radikale Ethik. Von Magnus Schwantje. (Fortsetzung des in Heft II/1 erschienenen Aufsatzes: „Ueber radikale Ethik“.)

Der Rote Stern. (Die neue internationale Gesellschaft vom „Roten Stern“ hat die Aufgabe, die Leiden der Tiere im Kriege zu lindern.)

Berichte über die Tätigkeit gemeinnütziger Vereine während des Krieges. z. B. über die der Vereine für Jugendfürsorge, für die Bekämpfung des Alkoholismus, für Tierschutz usw.

An die Bekenner des Evangeliums.

Von Pastor Hans Francke, Berlin.

ooo

Zu den unerfreulichen Erscheinungen des jetzigen Krieges gehört die Leichtigkeit, mit der christliche Geistliche das Christentum der Zeitlage anpassen zu können meinen. Es ist eine Vergewaltigung des Evangeliums, wenn man aus ihm eine Rechtfertigung oder Idealisierung aller Tugenden herauslesen will, die heute gebraucht werden zur Erringung politischer oder kriegerischer Erfolge. Die Opferwilligkeit, die das Evangelium verlangt, ist eine ganz andere als die, die unsere Zeit den Völkern predigt. Von einer Pflicht zur nationalen Selbstbehauptung weiß das Neue Testament nicht eine Silbe. Es fordert Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Es preist die sanftmütigen Herzen, denen es nicht «wider ihre Ehre geht», sich einmal zu fürchten, wo es etwas zu fürchten zieht, und zu weinen, wo die Traurigkeit des Lebens und das Mitleid sie bezwingt. Und nur wer den moralischen Mut hat, sich zu diesen zu bekennen, sollte das Evangelium predigen. Die andern sollten ihre Hand davon lassen; es ist nicht ihr Amt! Sie sollten die ehrliche Konsequenz eines Nietzsche besitzen, der das Evangelium gehabt hat, weil es für die Welt, wie sie einmal ist, völlig unbrauchbar ist. Zu brauchen ist es für die Welt, die werden soll. Sie sollten keine rabulistischen Verdrehungskünste üben und die armseligen paar Stellen, wo auch Christus der Gewalt das Wort zu reden scheint, nicht künstlich aufbauen und ins Feld führen gegen den großen Gesamtkomplex neutestamentlicher Ideen, der die Gewaltanwendung als widergöttlich verwirft.

Es wird im Evangelium allerdings auch ein Heldentum gepredigt, aber nicht ein Heldentum, das mit geißelntlicher Unterdrückung des Todesgrauens gegen menschliche Feinde anstürmt, um sie zu vernichten. Der Held des Evangeliums ist ein Mann, der die grauenvolle Bitterkeit des Sterbemüssens langsam durchmacht, der Menschheit tiefsten Jammer sich damit qualvoll zum Bewußt-

sein bringt und dennoch willig stirbt, damit durch seinen Tod die andern alle «Leben und volle Genüge haben». — Feind heißt diesem Helden kein sterblicher Mensch, sondern das radikale Böse, das er in Teufeln und Dämonen sieht. Dieser Grundcharakter des Evangeliums negiert das, was man Weltwirklichkeit nennt. Aber die Negation des gemein Wirklichen ist eben das Wesen des religiösen Glaubens. Wer statt dessen meint, sich mit der Wirklichkeit immer irgendwie aussöhnen zu müssen, wohl gar in ihr immer das Walten Gottes verehren zu müssen, sollte nicht christlicher Prediger sein. Er bringt mit seiner Anpassungsfähigkeit das Christentum um seine beste Kraft. Und die Zukunft ist nahe, wo wir das Christentum bitter notwendig brauchen werden. Die Zukunft ist nahe, wo Millionen Menschen nach einer Religion schreien werden, die ihnen zu sagen erlaubt, daß das Wesen ihres Menschentums Unbefriedigung und Angst ist, Angst vor den Härten und Grausamkeiten des Daseins, Zittern und Zagen vor seinen fortwährenden Enttäuschungen, sehnsüchtiges Verlangen nach einem wahrhaftigen göttlichen Leben. Die das nicht kennen, sollen nur ja nicht wähnen, daß sie den Typus »Mensch« repräsentieren. Der wahrhaftige Mensch bekennt, daß ihm auf sein natürliches Glücksverlangen das Leben mit lauter Härten antwortet, und daß die Möglichkeit zu leben nur auf der Verheißung beruht von einer erbarmenden, allumfassenden Liebe, die das Leben vom Grund aus umzuändern vermag. Solche Verheißung enthält das Evangelium, und die selbstverständliche Voraussetzung dabei ist das volle Verständnis für die abgrundtiefe Traurigkeit des natürlichen Lebens, das es wahrlich nicht not hat, daß sich Menschen als solche noch untereinander wehe tun.

(Gekürzte Wiedergabe eines in der Zeitschrift »Völker-Friede« vom Dezember 1914 erschienenen Aufsatzes.)

Krieg und Patriotismus im Lichte des Evangeliums.

Von Dr. Paul Feldkeller.

ooo

Im Alten Testament fließen Religion und Politik in einander. Der jüdische Gott vertritt die nationalen Interessen des jüdischen Volkes gegen seine Widersacher. Die Kriege der Juden sind Kriege des Herrn, ihre Feinde sind seine Feinde. Nirgends wird das so klar wie

beim Psalter. Der größte und beste Jude ist Jehova selbst. Keiner haßt die Feinde so stark wie er. Und ihm tun die Gläubigen es gleich in furchtbarer Rachsucht (Psalms 137, Vers 9). Der Feind der Nation, der Ungläubige — beides gilt gleich — ist

der »Ungerechte«. Er soll ausgerottet werden. »Güte« Gottes ist nur das, was den Juden nützt. »Güte« ist auch die Vernichtung des Feindes: »Der Pharao und sein Heer ins Schilfmeer stieß; denn seine Güte währet ewiglich« (Psalm 136, Vers 15). Die jüdische Religion wie die jüdische Moralität gelten also nur im Bereich des eigenen Volkes: in den Beziehungen zu anderen Völkern besteht das alte Heidentum unverändert.

Diese national-religiösen Anschauungen haben durch den großen Krieg eine ungeahnte Auferstehung gefeiert. Ganz waren sie ja freilich niemals aus dem Bewußtsein der Völker geschwunden. Der Staat erkennt die christliche Ethik, die er in n e r h a l b des Volkes fordert, für sich selbst n a c h a u ß e n hin nicht an. Vergeltungsgerechtigkeit und Eigennutz herrschen und brechen selbst die internationalen Abmachungen. Führende Politiker betonen, daß für Kriegführung wie Friedensbedingungen ausschließlich das Interesse des eigenen Vaterlandes entscheiden müsse. Kein Hinblick auf die Erschwerung der künftigen Existenzbedingungen des Feindes, keine Rücksicht auf sein Land und Volk, insbesondere nicht auf das vermeintliche Selbstbestimmungsrecht der Einwohner zu erwerbender Landesteile dürften neben dem vaterländischen Interesse bestehen. Die Völker preisen »ihren« Gott, — obwohl der Nationalgott doch nur ein Grenzbegriff der Vielgötterei ist. Aber auch die moralischen Anschauungen über die Tugenden des Einzelnen erhalten eine Wendung ins Alttestamentliche. Christliche Geistliche betonen den gerechten, richtenden, rächenden, zornigen Gott, die Verwerflichkeit der Feindesliebe, die Notwendigkeit einer mehr nüchternen, weniger idealistischen Erziehung zur Weltklugheit. Sie fordern erhöhte Achtung vor den realen Mächten des Tages und predigen mit Nietzsche: »Leben ist Macht«. Sie verlangen nationale Religiosität und ein nationales Christentum.

Vielfach wird diese alttestamentliche Moralität und Religiosität sogar für echt christlich ausgegeben und dem Stifter des Christentums in den Mund gelegt. Es wird auf seine kampfesfreudige Natur den Pharisäern und Schriftgelehrten, den Krätern im Tempel gegenüber, auf seine Weltklugheit, die aus seinen Gleichnissen spricht, vor allem auf sein Wort hingewiesen: er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Damit stellt man aber die Grundlehren des Christentums auf den Kopf und verkleinert die Geistesstat Christi und der ersten christlichen Gemeinden. Denn worin bestünde dann das weltüberwindend Neue des »Neuen« Testamentes? Ich sehe in dem blo-

ßen Geist der Liebe zu den Familien- und Stammesgenossen, des Gottvertrauens, des Opfers, der Hingabe des Lebens für das Vaterland und die nationalen Güter, so hoch sie zu schätzen sind, doch nichts — aber auch rein garnichts —, was nicht schon Genesis und Makkabäerbücher predigen, was nicht bereits Abraham und Jakob, David, Judith und Judas Makkabäus praktisch ausüben.

Man sage nicht, der Krieg könne für das ganze Christentum ein ganz indifferentes Phänomen sein. Vielmehr unterliegt er als ein reines Menschenwerk ethischer Bewertung, und kein Ethiker kann anders, als eine freundliche oder ablehnende Haltung zu ihm einnehmen. Wie aber Jesus den Krieg beurteilte, das zeigt uns zunächst seine vollkommene politische Indifferenz. Wohl empfand er positiv national: an der überkommenen nationalen Religion und ihren Stätten, an seinem wetterwendischen Volke hing er mit einer von diesem garnicht gewürdigten Liebe. Aber diese Vaterlandsliebe besaß nicht die Spur eines negativen, aggressiven Moments gegen andere Völker, selbst nicht gegen die römischen Unterdrücker. Diese geistige Liebe, die ein Glaube an den Geist war, auch wenn dieser in einem unterdrückten Körper wohnte, hatte mit dem jüdischen Nationalziel politischer Selbständigkeit nicht das Allgeringste zu schaffen. Obwohl die Juden zu Kaiser Tiberius nicht anders standen als die Preußen zu Kaiser Napoleon zur Zeit ihrer Knechtschaft, riet Jesus den Juden dennoch: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!« Nicht einen Finger hätte er zu der späteren vaterländischen Erhebung der Juden gerührt. Und wie er die politische Selbständigkeit, gleich Wohlstand, Geld und andern irdischen Gütern, verachtete, so mußte er in Konsequenz davon das gewaltsame Mittel zu ihrer Erreichung, den Krieg, verwerfen. Er wird dies zudem um so gewisser getan haben, als der Krieg schon im Alten Bunde, wenn auch für notwendig, so doch für ein Gott mißfälliges, nur durch die Sünde der Menschen erklärliches Uebel gehalten wurde. David darf auf Gottes Befehl den Tempel nicht bauen, weil er ein Kriegsmann ist und Blut vergossen hat. Und Jesu unendlich zarteres sittliches Empfinden sollte nicht noch radikaler geurteilt haben?

Die Ausrede, daß Jesus nur eine Individualethik, keine Staatenmoral gegeben habe, kann nicht gelten gelassen werden. Der Gedanke einer doppelten Moral, der ja durch den nach außen heidnischen, nach innen christlichen modernen Staat sehr zeitgemäß ist, liegt der erhabenen Einfachheit der christlichen Sittenlehre ganz fern. Solch doppelte

Gewissensbuchführung ist, abgesehen von Jesu Radikalismus, auch philosophisch unhaltbar, weil doch alles Handeln von einzelnen Menschen geschieht, alle Sittengebote für die Einzelnen, seien sie Regierte oder Regierende, niemals für das Volk, das als solches kein Gewissen hat, oder für das Abstraktum Staat gegeben sind. Nur der Einzelne ist sittliches Subjekt; Volk und Staat sind sittliche Objekte, die nach Sittengeboten gebildet und beeinflußt werden.

Die Worte des Propheten aber bekunden eine so lautere, kristallklare Gesinnung von so erhabener Einfachheit, daß sie jeden, der den Versuch des Deutels und komplizierten Auslegens macht, beschämen müßte.

Sein Kampf gilt dem bösen Willen im Menschen, der an der Erde klebt, an der »Welt« mit ihren Gütern: Wohlstand, Geld, Ehre, Familienglück, Macht. Der Macht stellt er die Demut gegenüber, d. i. den Stolz, der nicht in der Reflexion über sich selber besteht, sondern in der Erhebung der geistigen Persönlichkeit über das zeitliche, sündige Ich. Würden in der Tat die Worte: »Selig sind die Sanftmütigen und Friedfertigen«, »Tut wohl denen, die euch hassen« in Fleisch und Blut der Menschen eingehen, so würden diese wetteifern in friedfertiger, hochherziger Gesinnung, so gehörte der Krieg auch zu den logischen Unmöglichkeiten, daher die Verwerfung des Krieges eine einfache Konsequenz der Bergpredigt ist. Freilich ist der Krieg eine »Ehrensache« der Völker. Wessen Geistesbilanz es nun nicht gestattet, irgendwelche Posten auf dem Konto der persönlichen Ehre unbeglichen zu lassen, wird peinlich nachrechnen müssen. Und bei Gefahr des Verlustes des seelischen Gleichgewichts wird er niemandem etwas schenken dürfen. Aug um Aug! Ein königlicher Geist aber kann sich nicht genug tun im Verschenken, ohne daß diese vornehme Leidenschaft ihn zum Lebensbankerott führt. Wessen Herz voll ist, der hat gut Feinde lieben und die rechte Wange darbieten!

Aus dieser aristokratischen Stimmung heraus, die heute ganz verloren zu sein scheint, verstehe man das Gebot der Feindesliebe und persönlichen Demütigung als das Gegenteil von Schwäche und kraftloser Nachgiebigkeit. Es entspringt der Ueberzeugung von der fundamentalen Verschiedenheit des Reiches des Fürsten dieser Welt und des Reiches Gottes. Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Irdische Sache ist nicht Gottes Sache; mit des Kaisers Zins ist noch nicht dem ewigen Leben gedient. Auch das angestrebte Nationalreich der Juden ist ein irdisch Ding. Das Streben nach ihm führt nur ab

vom ewigen Leben. Weder die römische noch die jüdische Vermengung politischer und religiöser Werte findet seinen Beifall. Man soll seinen Verpflichtungen, die sich aus der Unterordnung unter den Staat ergeben, willig nachkommen, soweit sich dies mit Gottes Gebot verträgt.

Doch wehe dem, der aus diesem Verhältnis zu Staat und Volk einen Götzendienst macht, der ihn von der Liebe zu seinen Brüdern, die zufällig nicht Genossen des gleichen Volkes sind, entfernt! Obwohl Jesus sich als Jude fühlte und sein Volk liebte, ist er freimütig genug, die reinere Gesinnung des verachteten Nicht-Juden oft genug zu betonen. Alle Menschen haben das gleiche Recht, für unsere Brüder angesehen zu werden. Gegebenenfalls kann der Samariter, der verachtete Ausländer, vor allen Volksgenossen unser »Nächster« sein. Die nur irdischen Verwandten stehen zurück hinter den geistigen Gesinnungsgenossen. Familie und Stamm können für Jesus noch keine Gemeinschaft besonderer Art begründen. »Wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder? . . . Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter« (Matthäus, Kapitel 12, Vers 48—50). Das Irdische soll wie Schlacke von seinen Jüngern abfallen. »Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein« (Lukas, Kap. 14, V. 33). Jesu lautere Gesinnung kennt da keine Klausel. »So jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein« (Lukas, Kap. 14, V. 26). Nach allem, was wir von Jesu Charakter und Denkungsart wissen, hat er zu diesen irdischen Banden auch das nationale gerechnet. Denn auch dieses ist nur ein Band des Blutes. Geistige Bande machen vor den politischen Grenzen nicht Halt.

»Wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben«, heißt es Johannes, Kap. 12, V. 25. Will man leugnen, daß alle nationalen Sorgen und damit auch die nur aus ihnen entspringenden kriegerischen Verwicklungen zum »Leben auf dieser Welt« gehören? Freilich; das ist eine harte Rede; wer kann sie hören? (nach Johannes, Kap. 6, V. 60). Aber doch nur der wird das »Ärgernis«, das Jesus hier wie so oft auch sonst giebt, ableugnen wollen, der sich über den Radikalismus von Jesu Ethik hat täuschen lassen. Allerdings ist Jesu Lehre, wie die aller großen Weisen, durch die Popularisierung verwässert worden. Aber sein Radikalismus spricht nicht nur aus der ganzen Bergpredigt, sondern lebt in jedem

seiner Worte und ist das strikte Gegenteil zu dem Verfahren jener Theologen welche die Vermittlung zwischen seinen scharfen Worten und den »Forderungen« der Realität, des Lebens, des Tages, die Herstellung von Kompromissen als ihre Aufgabe betrachten. »Wer seine Hand an den Pflug leget, und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes« (Lukas, Kap. 9, V. 62). Wer aber »sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.« Dieser Radikalismus mußte nun die Gewalttätigkeit des Krieges verwerfen. »Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen« (Matthäus 26, V. 52). Das gilt für Petrus so gut wie für Malchus und seinen Auftraggeber. Dieser Radikalismus bedingt eine reinliche S c h e i d u n g der Geister, das Gegenteil aller Vermittlung und Verwischung der Unterschiede der Weltanschauungen. Der Vater wird wider den Sohn, die Mutter wider die Tochter sein (Lukas Kap. 12, V. 53, Matthäus Kap. 10, V. 35). In diesem Zusammenhange finden wir das für kriegerische Zwecke so viel gemißbrauchte und verdrehte Wort: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern »Spaltung«, »Scheidung« (*χωρισμός*, separationem; Lukas, Kap. 12, V. 51), das trennende »Schwert« (Matthäus, Kap. 10, V. 34). Nicht also der blutige Krieg der Nationen, sondern der Kampf der Parteien, Weltanschauungen und Religionen innerhalb der Nationen und Familien, die Aufrüttelung der Menschen aus der trägen Gleichgültigkeit in Ethik und Religion, aus der Verwässerung der Konfessionen ist das Ziel Jesu, also gerade das, was mit der geistig nivellierenden und verwässernden Wirkung des Krieges innerhalb der Volks- wie Familiengrenzen unverträglich ist. Geistig Farbe bekennen! das ist ein Hauptgebot in Jesu Predigt.

Keinem ist es benommen, diese Lehre abzulehnen. Aber der anders Denkende soll dann nicht sagen, seine Lehre sei Jesu Lehre. Vorerst ist es uns um die geschichtliche Wahrheit zu tun, die in diesen leidenschaftsgetriebenen Tagen nicht zu ihrem Recht gekommen ist. Vollends der viel gehörte Einwand, dieser Radikalismus würde bei Jesus eine Weltfremdheit voraussetzen, die seiner Weltklugheit widerspreche, bekundet einen tieftraurigen Mangel an Denkfähigkeit. Das Wort »Weltfremdheit« enthält nämlich einen gefährlichen Doppelsinn. Es kann erstens U n k e n n t n i s der Welt und des Lebens bedeuten. Zweitens aber kann die sittliche Erhabenheit über Welt und Leben, die Weltentrücktheit, W e l t e n t h o b e n -

heit gemeint sein. Der Naturalist freilich (und solcher Naturalisten sind heute viele) meint, man müsse unbedingt mitmachen, was die »Realität des Lebens« fordere. Daß Sittlichkeit gerade darin bestehe, sich nicht quietistisch, passiv schieben zu lassen, sondern das Leben zu meistern, ist eine verloren gegangene Weisheit Jesu, die eigentlich den Kern seiner ganzen Ethik ausmacht. Der die Welt überwinden wollte, mußte nach einem objektiven Verhältnis zu ihr trachten, mußte, m. a. W., »wirklichkeitsfremd« sein. Sich mit den »Gegebenheiten« des realen Lebens, seiner Unzulänglichkeit, seinem Widersinn, seiner Roheit nicht in passiver Selbstbescheidung abzufinden, sondern mit ihnen zu rechten und etwas dem Geiste Angemessenes daraus zu gestalten: das heißt ja erst »Sittlichkeit«. Ja, es sollte dem heutigen Geschlecht nur recht eindringlich klar gemacht werden, daß Wirklichkeit und Ideal (also auch sittliches Ideal) in unversöhnlichem Widerspruch zu einander stehen und man notwendig wenigstens das eine von beiden fahren lassen muß. Aber dem Geist des Christentums ganz widersprechend ist es, wenn man fortfährt: wir aber sind schwache Menschen, keine Helden und können gegen die harten Notwendigkeiten des Lebens nicht aufkommen. Denn das ist die Sünde gegen den Heiligen Geist, die Jesu ganzen Grimm herausfordert. In ihr verbirgt sich die boshafte *petitio principii*: denn es gibt für mich keine »Notwendigkeit« des Lebens, die ich nicht erst zu einer solchen mache. Die erhaben-einsame, grandiose »Wirklichkeitsfremdheit« Jesu, gepaart mit eminenten Weltklugheit, ist gerade das Bereinende, das uns an den Evangelien wie an keiner andern Schrift erquickt. War nicht Sokrates, waren nicht die christlichen Blutzeugen »wirklichkeitsfremd«, da sie die Wirklichkeit des Kampfes ums Dasein überwandten, für ihre Person vernichteten, statt sich ihr anzupassen?

So schließt für den unbefangenen Leser der Evangelien die hier gepredigte Bruderliebe der Menschen selbstverständlich den Krieg aus. Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache, und er wird geistige Güter, die dem bösen Nachbarn nicht gefallen, auch ohne Krieg zu erhalten wissen. Der Sinn ist dieser: der Geist, das »Leben«, das »Reich« ist unvergänglich und mit Gewalt nicht unterzukriegen. Wo der Geist wirklich lebt, wird keine Unterdrückung, keine Ausrottung der Leiber ihm etwas anhaben können. Auch der Geist eines Volkes braucht nicht unterzugehen, wenn seine politische Macht vernichtet wird. Und doch nur auf den Geist kommt es an. Industrie und Handel, Verkehr und

Wirtschaftsleben sind nicht Selbstzweck. Sie allein können also den Krieg und die Verletzung des Gebotes der Nächstenliebe nicht rechtfertigen. Der Verlust aller dieser Güter könnte den Geist nicht töten, sofern dieser nur lebendig und stark genug wäre. Dieser Geist würde den Unterjocher darniederzwingen. Und das wäre der herrlichste und unblutigste Sieg. Dieses Vertrauen in die Unüberwindlichkeit des Geistes haben: das ist der Idealismus Jesu. Und die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Niemand hat seinen Gegner vollständiger besiegt als die politisch ohnmächtige junge Christenheit die antike Römerwelt. Hier lebte der Geist, von dem die Evangelien sprechen. Der kriegerische Geist dagegen, der »hinter« und »in« den Bajonetten stecken soll, das ist der Geist Israels, des Psalter's, der politischen Macht Roms, der durch Jesus überwunden wurde.

Die Ansicht, daß ein Volk seinen Nutzen nicht als einen Teil des Nutzens der Menschheit, also auch der Feinde, zu suchen habe, darf man also nicht christlich nennen. Freilich idealisieren die Edelsten der so Denkenden die nationale Sache in einer solchen Weise, daß der politische, materielle Sieg des eigenen Volkstums auch als ein Segen für die ganze übrige Menschheit, einschließlich der Feinde, erscheinen muß. Doch trägt dieser Gedankengang den Stempel sekundärer Reflexion, zu großer Gedankenblässe an sich, als daß er dem brutalen Kampf ums Dasein irgendwie gerecht würde und von der Masse des Volkes jemals aufgenommen würde. Wir erkennen wohl an, daß die Vaterlandsliebe erhebend wirken kann, und dies sogar noch mehr als die Familienliebe, weil sie ungleich stärker die Seele ausweitet und eine größere Frische der apperzeptiven Kraft voraussetzt. Aber ebensowenig wie das positive, zusammenfassende Band der Familie bedarf das des Volkes mit Notwendigkeit des negativen, aggressiven Moments. Wo der ethische Enthusiasmus, der himmelanstürmende Idealismus der ersten Christen fehlt, der ohne Schwertstreich eine ganze Welt von Grund aus umwälzte (was mehr ist als Schlachten schlagen), da müssen freilich mit Naturnotwendigkeit die Kanonen sprechen. Aber jenen Idealismus neu zu erwecken oder zu stärken und an die Stelle der triebhaft dumpfen Naturnotwendigkeit das Bewußtsein sittlicher Notwendigkeit zu setzen, den guten Willen, sich nicht bei den Gegebenheiten der »Wirklichkeit« menschlicher Unvollkommenheit zu beruhigen; das ist eben die Aufgabe der Jünger Jesu. Der Geist

muß leben. Dann werden die Kanonen von selber schweigen. Und nicht aus Schwäche!

Den Wahrheitswert eines Gedankens erkennt man daran, daß man ihn zu Ende denken kann. Die Kriegsgedanken aber finden ihre konsequente Erfüllung unter anderem auch in den für den Gefechtserfolg einfach notwendigen Regungen des »Blutdursts, der Lust an Vernichtung, Erbarmungslosigkeit und Rachsucht, sogar Freude an den Nöten des Feindes«. »Die Grausamkeit der Krieger selbst ist ja allenfalls erklärlich und wie die Würgesucht gewisser Raubtiere zu rechtfertigen.« Wir zitieren hier nur den in der gewiß nicht pazifistischen Zeitung »Tag« (1915, Nr. 43) erschienenen Aufsatz »Kriegsgreuel im Bilde« von Dr. von Oettingen. Und dann leuchtet ein, daß »manche unserer tüchtigsten Soldaten, aus den Frontkämpfen zurückgekehrt, nur mit Schauern ihres Menschötens gedenken und im Gespräch es womöglich übergehen.« Diese Gewissensbedenken lassen klar die Unmöglichkeit erkennen, den nicht poetisch verbrämten Krieg vor dem sittlichen Bewußtsein des reiferen Menschen, geschweige des Christen zu rechtfertigen. Diese Gewissensbedenken wollen wir pflegen; denn sie unterscheiden uns von dem Raubtier der Wüste. Denn in diesem Punkte sind Löwe und Tiger, ist der Heide — der wilde wie der kultivierte — für den »Kampf ums Dasein«, für den »Willen zur Macht« unstreitig besser ausgerüstet als der wahre Christ.

Der Krieg im ganzen ist alles eher als ein erhebender Anblick. Diese Erkenntnis wird ihn einmal unmöglich machen. Die männliche Größe und edle Opferwilligkeit, die sich an einigen Stellen zeigt, wird durch Grausamkeit, Schadenfreude, Lügen, Verleumdungen, Intriguen, Neid, Habgier an anderen Stellen wieder ausgeglichen. Wenn der Krieg für die eine Gruppe von Menschen einen Segen bedeutet, so ist es christlich, doch auch die Korruption, die sittliche Verelendung in Betracht zu ziehen, die er in anderen erzeugt. Denn das Christentum ist Weltreligion und keine Privatsache einer nationalen Partei. Es beurteilt darum den Krieg als Gesamterscheinung, als das, was er für die Menschheit, nicht bloß für ein Volk bedeutet. Und das so nach Abwägung aller Faktoren gewonnene Bild vom Kriege ist kein erhebendes mehr. Voll Scham über diesen widerwärtigen Anblick verhüllt der Christ sein Haupt.

Um den Krieg unmöglich zu machen, bedarf es keiner neuen Religion. Man ziehe nur die Konsequenzen aus der alten.



Krieg und Patriotismus im Lichte der Moral Schopenhauer's.

Von Magnus Schwantje.*)

ooo

Aus zahlreichen Stellen in Schopenhauer's Werken geht hervor, daß dieser den Krieg zu den schlimmsten Uebeln zählte, welche die Menschen selber einander bereiten. Als den »Erzteufel« in der Hölle dieses Lebens bezeichnet er den Eroberer (W. II, Kap. 46). Niemals hat er von »Segnungen des Krieges« gesprochen.

Es ist verwunderlich, daß Schopenhauer trotzdem nicht in seinen Werken auch die Frage untersucht, ob und mit welchen Mitteln es möglich wäre, die Kriege durch eine internationale Rechtsordnung zu verhüten; doppelt verwunderlich, weil sein großer Vorgänger Kant in seiner bedeutendsten kleineren Schrift, der Abhandlung »Zum ewigen Frieden«, ausschließlich die Sicherung des Friedens durch das Recht behandelt, und Schopenhauer durch diese Schrift doch gewiß eine mächtige Anregung erhalten hat, über diese Frage nachzudenken. Es ist aber anzunehmen, daß Schopenhauer es nicht für ausgeschlossen gehalten hat, daß es der Menschheit einmal gelingen werde, die Kriege unmöglich zu machen. Wenigstens hat er nirgends die Ansicht ausgesprochen, daß zwischen den Staaten ewig Anarchie herrschen werde und nur innerhalb der Staaten eine Rechtsordnung möglich sei. Wenn er aber diese Ansicht gehabt hätte, so hätte er, in seinem Bestreben, den ganzen Jammer der Menschheit darzustellen, sie wahrscheinlich auch ausgesprochen.

Als den Ursprung des Krieges erklärt er an mehreren Stellen das »Diebsgelüst«. Nicht weniger als drei Mal zitiert er mit Zu-

*) Dieser Aufsatz, der zuerst in der auf Seite 19 dieses Heftes besprochenen Züricher Zeitschrift »Internationale Rundschau« (1915, Heft 5) erschien, giebt den größten Teil eines in der IV. General-Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft am 26. Juni 1915 in Düsseldorf gehaltenen Vortrages wieder. Ein Bericht über diese Versammlung steht auf Seite 23 dieses Heftes.

In dem Vortrage untersuchte ich auch die Fragen: ob der Staat das Recht habe, Kriege zu führen, und ob das Individuum verpflichtet sei, auf Verlangen des Staates Kriegsdienste zu leisten. Diesen Teil des Vortrages werde ich später erweitern und als selbständige Abhandlung veröffentlichen.

Abkürzungen: W. = »Die Welt als Wille und Vorstellung«, P. = »Parerga und Paralipomena«.

stimmung den Ausspruch Voltaire's: »Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler«. Er erklärt es als eine empörende Heuchelei, daß die Regierungen die Selbstverteidigung als den Zweck ihrer Kriege anführen, anstatt offen zuzugeben, daß sie stehlen wollen. Dieses Urteil über die kriegführenden Regierungen bedarf entschieden einer Einschränkung. Schopenhauer hat auch selber an einigen Stellen zugegeben, daß es Verteidigungskriege giebt, also daß nicht immer beide Parteien im Kriege sich vom Diebsgelüst treiben lassen; denn er preist an vielen Stellen den Heldentod zur Verteidigung des Vaterlandes. Meiner Ansicht nach sind sogar Kriege möglich, die von keinem der kriegführenden Staaten aus Diebsgelüst unternommen wurden, bei denen alle Parteien nur berechtigte Selbstverteidigung gegen einen Angriff zu üben glauben. Besonders in der heutigen Zeit kann, infolge der ungeheuren Steigerung der Rüstungen, ein Krieg lediglich durch Mißverständnisse, durch objektiv unbegründetes Mißtrauen, durch Furcht vor dem Angriff des anderen Staates entstehen. In meiner Broschüre: »Hat der Krieg die Friedensbewegung vernichtet?«**) habe ich diese Ansicht begründet. Die Schuld an solchen Kriegen tragen nicht die Staatsmänner, die den Krieg begonnen haben, sondern die Menschen, welche der Verständigung der Völker und einer internationalen Organisation entgegenarbeiteten, indem sie den Krieg als etwas Schönes, Edles, Kulturförderndes, als ein Mittel zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts priesen, Mißtrauen und Haß gegen andere Völker säten und ihr eigenes Volk als zur Beherrschung der ganzen Welt, zur Führung der übrigen Völker berufen hinstellten. Aber solche Kriege sind selten; fast alle Kriege wären vermieden worden, wenn keine der kriegführenden Regierungen die Absicht zu erobern gehabt hätte; und deshalb ist Schopenhauer's Ausspruch richtig, daß »fast alle Kriege im Grunde Raubzüge sind«.

Schopenhauer hat sich durch seinen Abscheu vor den Greueln des Krieges nie dazu hinreißen lassen, zu bestreiten, daß auch

**) Selbstverlag (Berlin W. 15, Düsseldorf StraÙe 23). Preis 30 Pf.

vom Krieger Taten echter Moral vollbracht werden können. Er selber hat sich zwar im Jahre 1813 durchaus nicht für verpflichtet gehalten, an dem Befreiungskampf seines Vaterlandes teilzunehmen. Auch hat er die Befreiung der Gelehrten-Stände vom Militärdienst verlangt und auf die demoralisierende Wirkung des Soldatenlebens hingewiesen (P. II, § 256). Aber an fast allen Stellen, wo er Beispiele echt moralischer Handlungen anführt, nennt er unter ihnen auch das Sterben für das Vaterland. Nicht weniger als vier Mal nennt er Arnold von Winkelried einen edelmütigen Charakter, weil er »bewußt und freiwillig für sein Vaterland in den gewissen Tod ging«. Aber es lag ihm doch sehr fern, das Sterben für das Vaterland als Aeußerung des höchsten Heldentums zu schätzen. Höher als die Liebe zum Vaterlande schätzte er das Mitgefühl mit allem, was lebt und leidet. Er weist im Dialog »Ueber Religion« (P. II, § 174) darauf hin, daß die Liebe zum Vaterlande »eigentlich eine gar zweideutige Tugend ist, indem Beschränktheit, Vorurteil, Eitelkeit und wohlverstandener Eigennutz großen Anteil an ihr haben«. Es giebt zwar auch reines, durch kein unmoralisches Element getrübt kriegesrisches Heldentum. Aber dieses ist selten, wie alles Edle. Echtes Heldentum offenbart sich im Kriege nicht mehr als bei jedem anderen Unglück von der selben Größe. Jedem, der die Ansichten Schopenhauer's über den moralischen Charakter der Menschen im Wesentlichen für richtig hält — und das muß meiner Meinung nach jeder, der unbefangen und mit einigem psychologischem Scharfblick ins Leben sieht —, dem ist es klar, daß ein Heldentum, dessen Millionen fähig sind, die im Frieden auch der erschütterndsten Not gegenüber teilnahmslos bleiben, ja, vielfach Schadenfreude äußern, nicht ausschließlich edlen Trieben entspringt. Ich kann aber in diesem kurzen Vortrag die Kriegsbegeisterung nicht psychologisch erklären.

Nach Schopenhauer ist ein großer Mensch, ein Held, nur der edle Mensch. Ein edler Mensch aber ist nach Schopenhauer nur der, wer, »der menschlichen Natur entgegen«, »nicht für sich, sondern für Alle lebt« (W. II, Kap. 31), wer »weniger, als sonst geschieht, einen Unterschied macht zwischen sich und Andern« (W. I, § 66). »Alle Qualen, die er sieht . . . , alle Qualen, von denen er mittelbar Kunde hat, ja, die er nur als möglich erkennt, wirken auf seinen Geist wie seine eigenen« (W. I, § 68). — Freilich ist ein Mensch, der wenigstens das Wohl und Wehe seines Volkes als sein eigenes empfin-

det und für sein Volk Opfer zu bringen bereit ist, edelmütiger als derjenige, der nur an sich, seine Familie und seine persönlichen Bekannten denkt. Aber einen höheren Edelmut zeigt der, welcher an dem Wohl und Wehe aller Völker teilnimmt; und der höchste Edelmut ist das allumfassende Mitleid, das sich in gleicher Weise auf Menschheit und Tierwelt ausdehnt. Der Mensch ist nach Schopenhauer umso größer, je größer der Kreis der Wesen ist, deren Leiden und Freuden er als seine eigenen miterlebt.

Die Vaterlandsliebe ist also nach Schopenhauer wohl eine Tugend, aber nur eine »beschränkte« und eine »zweideutige«; das heißt: es ist manchmal zweifelhaft, ob eine Aeußerung der Vaterlandsliebe tugendhaft oder egoistisch ist. Es zeugt schon von einem Mangel an Edelmut, von Egoismus, seinem eigenen Volke mehr Glück als den anderen Völkern zu wünschen. Während eines Krieges wünscht ein edler Mensch einen solchen Ausgang des Krieges, der der ganzen Welt am heilsamsten ist. Den Sieg seines Volkes wünscht er nur dann, falls er davon überzeugt ist, daß durch diesen das Heil der ganzen Welt gefördert würde. Wie wir das Wohl des Vaterlandes höher schätzen müssen als das der Familie, so müssen wir das Wohl der Welt höher schätzen als das des Vaterlandes. — Solche Ansichten hat auch der große Vorgänger Schopenhauer's, Immanuel Kant, ausgesprochen.

Bei aller Anerkennung der Rühmensehrwürdigkeit patriotischen Opfermutes haben wir Verehrer Schopenhauer's gerade während eines Krieges die Volksgenossen davor zu warnen, ihre Vaterlandsliebe zur Ungerechtigkeit, oder gar zum Haß und zur Schadenfreude gegen andere Völker ausarten zu lassen. Gerade während eines Krieges müssen wir dafür wirken, daß die Bande, welche die geistigen und sittlichen Führer der Menschheit in allen Ländern mit einander verbinden, als heilig betrachtet werden. Schopenhauer sagt: »daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften sich geltend machen will«, wie es besonders nach dem Ausbruch eines Krieges geschieht, »ein schmutziger Geselle ist, den man hinauswerfen soll. Denn was kann impertinenter sein, als da, wo das rein und allgemein Menschliche betrieben wird, und wo Wahrheit, Klarheit und Schönheit allein gelten sollen, seine Vorliebe für die Nation, welcher die eigene werthe Person gerade angehört, in die Waagschale werfen zu wollen, und

nun, aus solcher Rücksicht, bald der Wahrheit Gewalt anzutun, bald gegen die großen Geister fremder Nationen ungerecht zu sein, um die geringeren der eigenen herauszustreichen« (P. II, § 255).

Ebenso wie »im Reiche der Wissenschaften« wird aber auch auf den höheren Gebieten der Künste und auf allen Gebieten des ethischen Wirkens nur »das rein und allgemein Menschliche betrieben«; ja, innerhalb der ethischen Bestrebungen ist nationale Beschränktheit noch unausstehtlicher als auf irgend einem andern Gebiete. Der lächerlichste Auswuchs des Patriotismus ist es, wenn man die Verbindung der ethischen Bewegungen in allen Ländern zu zerstören sucht. Die Führer dieser Bewegungen werden sich dadurch in ihrer Gesinnung nicht beeinflussen lassen; aber die Erfolge ihres Wirkens können doch vielfach durch Hetzereien und Wühlereien einflußreicher Nationalisten geschmälert werden.

Allen diesen nationalistischen Bestrebungen, die in den letzten Jahren so mächtig angewachsen sind, würde Schopenhauer in unserer Zeit mit aller Entschiedenheit entgegen treten. »Nicht den Landsgenossen, — der Menschheit übergebe ich mein Werk . . .«, sagte er am Anfang der Vorrede zu seinem Hauptwerk. Allerdings ist nach Schopenhauer der Unterschied zwischen den Menschen unermeßlich groß, — so groß, daß man sich darüber wundern muß, daß er nicht hinreichte, zwei natürliche Species zu konstituieren. Aber dieser große Unterschied besteht nur zwischen den Individuen; der moralische und intellektuelle Unterschied zwischen den Durchschnittsmenschen in den verschiedenen europäischen Ländern ist nur gering. Jedes Volk hat zwar seinen National-Charakter; aber der National-Charakter jedes Volkes ist weder viel besser noch viel schlechter als der der anderen. In jedem Volke finden wir etliche Tugenden und intellektuelle Gaben, aber auch etliche Laster und intellektuelle Schwächen mehr als in andern Völkern. Gemäß seinen besonderen Gaben hat jedes Volk auch seine besonderen Aufgaben in der Kulturgeschichte zu erfüllen. Keines der europäischen Völker kann ohne schwere Schädigung der ganzen Welt unterdrückt werden; und keines darf den andern Völkern seine Eigenart aufdrängen. Es hat nie ein Volk gegeben und wird nie ein Volk geben, an dessen Wesen die ganze Welt genesen

könnte. Durch das friedliche Zusammenarbeiten aller Völker kann der Kultur-Fortschritt am wirksamsten gefördert werden.

Alle höchste Tugend, alle höchste Weisheit, alle höchste Schönheit ist nicht einer einzelnen Nation eigentümlich, sondern findet in allen Ländern gleich viel Verständnis und Liebe; — nicht bei dem großen Haufen, aber bei einzelnen Menschen, die in jedem Volke aus der Menge hervorragen, und die Schopenhauer die »Menschen edlerer Art« nennt. Diese Menschen sind mit ihren Geistesverwandten in allen Ländern viel enger verwandt als mit der Mehrzahl der Bewohner ihres Vaterlandes; und die Liebe, die sie zu einander fühlen, ist ein heiligeres Band als irgend ein anderes, welches Menschen an einander kettet. Jeder »Mensch edlerer Art«, in welchem Lande und in welcher Zeit er auch leben möge, fühlt sich fremd, unverstanden und einsam in dem großen Haufen seiner Volksgenossen, aber innig verwandt mit einer kleinen Schar edler und erleuchteter Menschen in allen Ländern. Sogar mit seinen Blutsverwandten fühlt ein edler Mensch sich oft nicht so innig verbunden wie mit seinen Gesinnungsgenossen, mit denen zu verkehren ihm daher eine Freude bereitet, der sehr wenige andere Freuden gleichkommen.

Auch die Schopenhauer-Gesellschaft will ja eine internationale Verbindung zwischen Geistesverwandten herstellen; und sie wird gewiß nicht nur vielen ihrer Mitglieder Trost und geistige Förderung spenden, sondern auch dazu beitragen, die Völker einander näher zu bringen. Denn, obwohl Schopenhauer sich nur wenig mit dem Problem der Sicherung des Völkerfriedens beschäftigt hat, muß doch die, von dieser Gesellschaft betriebene, Ausbreitung der Kenntnis der Schopenhauer'schen Werke auch den Friedensbestrebungen zugute kommen. Wie wenige andere Schriftsteller ist Schopenhauer aller nationalen Beschränktheit entgegengetreten und hat sich stets zum Kosmopolitismus bekannt. Die ganze Schopenhauer'sche Morallehre ist un-kriegerisch; sie stellt das allumfassende Mitleid, das bei keiner politischen Grenze, selbst nicht bei der Grenze der Menschheit Halt macht, sondern alles Lebende, Mensch und Tier, umschlingt, als die Quelle der höchsten Tugend dar; und sie zeigt, daß »die größte, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, nicht der Welteroberer ist, sondern der Weltüberwinder« (W. I, § 68).

Ueber das Esperanto.

Von Magnus Schwantje.

Eine der Hauptursachen der Entzweiung der Völker ist die Verschiedenheit der Sprachen. Die Völker würden einander viel besser verstehen und in engeren Verkehr mit einander treten, wenn viele Gebildete in jedem Lande außer der Sprache ihres Volkes eine allen Völkern gemeinsame Sprache verstünden. Mit Hilfe einer solchen Weltsprache könnten zahlreiche Bestrebungen zur Durchführung sozialer, ethischer und anderer Reformen schneller über alle Länder verbreitet und international organisiert werden; alle in irgend einem Lande errungenen Fortschritte, alle Erfindungen und Entdeckungen würden dann zum Heil der Menschheit schneller in allen Ländern bekannt; der Handelsverkehr zwischen den Völkern würde erleichtert werden; und auch für den einzelnen Menschen wäre es sehr vorteilhaft, wenn er auf Reisen in jedem Lande Sprachgenossen fände und daheim Auskünfte über die verschiedensten Fragen von Genossen in fremden Ländern erbitten könnte. Es leuchtet ein, daß insbesondere auch der Friedensbewegung durch eine solche Weltsprache der Boden bereitet werden würde.

Schon in früheren Jahrhunderten haben mehrere große Männer, z.B. Roger Bacon, Descartes, Comenius, Leibniz, Montesquieu und Voltaire, erkannt, daß der Gebrauch einer Weltsprache der Menschheit großen Nutzen bringen würde. Im 17. Jahrhundert wurden schon mindestens vier Weltsprachen ausgearbeitet. Aber erst in den letzten Jahrzehnten gelang es, in allen civilisierten Ländern weite Kreise davon zu überzeugen, daß eine Verständigung von Angehörigen verschiedener Völker mittels einer Weltsprache möglich ist. Der erste erfolgreiche Versuch, eine Weltsprache zu schaffen, war der des Prälaten Johann Martin Schleyer in Konstanz (1831—1912), der das Volapük erfand. Diese Sprache wurde jedoch fast völlig verdrängt durch das von dem Augenarzt Dr. L. L. Zamenhof in Warschau (geboren 1859 in Bielostok) gebildete Esperanto. Auch Schleyer war vorurteilsfrei genug, zu erklären, daß diese neue Sprache der von ihm selbst geschaffenen überlegen sei. Schleyer, der auch durch mancherlei andere gemeinnützige Arbeiten sich als ein großer Menschenfreund erwies, gebührt aber der Ruhm, zum ersten Male zahlreiche Menschen in vielen Ländern zur Erlernung und zur Anwendung einer Weltsprache angeregt und die mo-

derne Bewegung zur Ausbildung und Ausbreitung einer Weltsprache ins Leben gerufen zu haben.

Außer Volapük und Esperanto sind noch mehrere andere Weltsprachen ausgearbeitet worden. Die bekanntesten sind: Ido, Idiom Neutral und Universal. Keine aber hat eine annähernd gleiche Ausbreitung gefunden wie Esperanto. Damit scheint bewiesen zu sein, daß diese Sprache sich als die am leichtesten erlernbare und doch ausdrucksreichste aller bisher propagierten Weltsprachen bewährt habe. Die Frage, ob irgend eine der anderen Weltsprachen wegen irgend welcher Vorzüge, zum Beispiel wegen leichter Erlernbarkeit, dem Esperanto überlegen sei, scheint mir daher nicht von ausschlaggebender Wichtigkeit zu sein. Die wichtigste Voraussetzung für die Nützlichkeit einer solchen Sprache ist, daß sie tatsächlich in allen kultivierten Ländern von zahlreichen Menschen gesprochen und verstanden wird. Eine solche Verbreitung hat aber nur das Esperanto erlangt. Selbst wenn nun nachgewiesen werden könnte, daß eine andere Sprache sich besser zum Weltverkehr eignen würde, so würde es doch schwer möglich sein, das Esperanto, das schon von vielen Tausenden in zahlreichen Ländern gesprochen wird, zu verdrängen. Die vielen Esperantisten werden nicht geneigt sein, neben der Weltsprache, in deren Gebrauch sie sich jahrelang geübt haben, in der sie mit zahlreichen Personen mündlich und schriftlich sich unterhalten und die ihnen lieb und teuer geworden ist, noch eine neue Weltsprache zu erlernen, selbst wenn dieser einige Vorzüge nachgewiesen werden könnten. Jedenfalls sind diese angeblichen Vorzüge anderer Weltsprachen nicht so bedeutend, daß es zweckmäßig wäre, neben dem schon eingeführten und nicht mehr zu verdrängenden Esperanto noch eine zweite Weltsprache zu propagieren, anstatt allen Menschen, die geneigt sind, sich einer solchen Sprache zu bedienen, die Möglichkeit zu geben, in einer und der selben Sprache mit einander zu verkehren. — Auch die Stenographie hätte der Menschheit einen viel größeren Nutzen gebracht, wenn nur ein einziges System eingeführt worden wäre.

Daß das Esperanto wohl geeignet ist, allen Völkern als Verständigungsmittel zu dienen, haben zahlreiche hervorragende Sachverständige, darunter auch viele Sprachgelehrte, z. B. der berühmte Sanskritist Max Müller anerkannt. Tolstoi schrieb: »Ich habe das

Volapük sehr kompliziert gefunden, das Esperanto dagegen sehr einfach. . . . Die Opfer, welche jedermann in unserer europäischen Welt bringt, indem er einige Zeit dem Erlernen dieser Sprache widmet, sind so gering, und die Resultate, welche daraus hervorgehen können, sind so bedeutend, daß man diesen Versuch nicht unterlassen kann.« — Der Rechtsgelehrte Geheimrat Professor Dr. Josef Kohler in Berlin sagte: »Esperanto hat sich als durchaus geeignet erwiesen, die Aufgabe der Welthilfssprache für alle Kulturvölker zu erfüllen. . . Es ist geeignet, manche trennende Schranke zwischen den Nationen niederzureißen; denn das Sprachliche ist es besonders, das trennend zwischen europäischen Staaten steht und schon aus diesem Grunde ist dem Esperanto ein Siegeszug durch die Kulturwelt zu wünschen.« — Unsere große Führerin Bertha von Suttner, deren Werk »Die Waffen nieder!« durch die Esperanto-Übersetzung allen Ländern zugänglich gemacht worden ist, hat wiederholt die große Bedeutung der Esperanto-Bewegung anerkannt. — In dem 3 Bände umfassenden Werke »Esperanto ein Kulturfaktor« (zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung Ader & Borel, Dresden, Struvestr. 40, Preis jedes Bandes 2,20 M.) werden zahlreiche Aussprüche anderer bekannter Personen über das Esperanto abgedruckt, besonders im 2. Bande.

Eine große Litteratur ist in der Esperanto-Sprache gedruckt worden. Etwa 120 Zeitschriften werden in Esperanto geschrieben.

Viele Esperantisten haben sich zu dem »Welt-Esperanto-Bund« (Universala Esperanta Asocio) vereinigt, der seinen Sitz in Genf hat. In mehr als 1600 Orten in 62 Ländern bestehen auch Orts- und Bezirks-Vereine, deren Zahl bereits 2000 übersteigt. Die Zentrale der deutschen Vereine ist der »Deutsche Esperanto-Bund« (Germana Esperanto Asocio), dessen Geschäftsstelle sich in Dresden befindet.*)

Viele Esperantisten, welche sozialen, ethischen und andern Bewegungen angehören, haben besondere Esperantisten-Vereine zur Förderung dieser Bewegungen gebildet und geben Fachblätter in Esperanto heraus. So besteht z. B. ein internationaler Vegetarier-Esperantisten-Verein, der sich »Vegetara Ligo Esperantista« nennt und die Zeitschrift »Vegetarano« herausgibt. Geschäftsleiter des Bundes ist Rudolf Rajci, Budapest,

*) Nähere Auskunft über Esperanto-Vereine, Esperanto-Lehrbücher usw. erteilt unentgeltlich dieser Bund (Adresse: Dresden-A. 1, Pirnaische Straße 50).

Heltaj-ut 26, IV. Alkoholgegner haben sich zu dem internationalen Verein »Tutmonda Esperantista Abstinula Ligo« zusammengeschlossen, dessen Zeitschrift »La Internacia Abstinenta Observanto« heißt. Herausgeber dieser Monatsschrift ist Georg Brockhof, Bomlitz (Hannover). Die Friedensfreunde unter den Esperantisten haben 14 pazifistische Schriften ins Esperanto übersetzt und weit verbreitet. Bis vor einigen Jahren gab ein internationaler pazifistischer Verein die Monatsschrift »Espero Pacifista« heraus. Auf dem internationalen Theosophen-Kongreß in Stockholm im Jahre 1913 war das Esperanto als eine der 4 Kongreß-Sprachen zugelassen; auch wurden theosophische Schriften in Esperanto herausgegeben. Abdul Baha, der Führer der, besonders im Orient weit verbreiteten Bahai-Bewegung (siehe den Aufsatz von E. G. Höflin über diese Bewegung in Heft 1/10 der Ethischen Rundschau), empfiehlt den Bahaiisten dringend die Erlernung des Esperanto.

Das Esperanto hat auch schon wiederholt die Unterstützung deutscher Behörden und Schulen gefunden. Der König von Sachsen übernahm das Protektorat über den IV. internationalen Esperanto-Kongreß, der im Jahre 1908 in Dresden stattfand; und sämtliche sächsischen Staatsminister traten dem Ehren-Ausschuß dieses Kongresses bei. Nach dem Kongreß wurde ein »Sächsisches Esperanto-Institut« gegründet, das dem Ministerium des Innern unterstellt ist. In der staatlich subventionierten Studienanstalt Friedrichs-Polytechnikum in Cöthen ist das Esperanto ein obligatorisches Prüfungsfach im schriftlichen Vorexamen für Handelsingenieure. In der Propaganda-Schrift: »Die Verbreitung des Esperanto« von Professor P. Christaller werden 17 deutsche Städte genannt, wo sich Mittel- und Volksschulen befinden, in denen das Esperanto als Wahlfach gelehrt wird. Auch in vielen andern Ländern ist das Esperanto in den Lehrplan öffentlicher Unterrichtsanstalten aufgenommen.

Jahrhundertlang war bereits eine Welt-sprache in allen Ländern Europas im Gebrauch, nämlich das Latein, das jedoch so schwer zu erlernen ist, daß es nur als Gelehrten-Sprache dienen konnte und in unserer Zeit, infolge des Anwachsens des Wissensstoffes, den heute jeder Gebildete sich aneignen muß, sogar von den meisten Gelehrten nicht mehr so gründlich erlernt werden kann, daß sie mühelos in dieser Sprache geschriebene Werke lesen und ihre Gedanken in ihr aussprechen könnten. Heute brauchen wir eine Welt-sprache, die nicht nur von Gelehrten, die dem Studium einer Sprache viele Jahre

widmen können, sondern von jedem intelligenten Menschen in kurzer Zeit so weit erlernt werden kann, daß er sich in ihr mit Angehörigen fremder Völker mündlich und schriftlich verständigen kann. Daß tatsächlich Angehörige aller Völker sich in der Esperanto-Sprache fließend unterhalten können, hat der Verlauf der großen internationalen Kongresse gezeigt. Sogar die Verhandlungen und die Diskussionen wurden in Esperanto geführt. Der letzte dieser Kongresse fand im Jahre 1913 in Bern statt und wurde von mehr als 1000 Personen aus 17 Ländern besucht. Am 1. August 1914 sollte der X. Internationale Esperanto-Kongreß in Paris eröffnet werden, zu welchem sich bereits 3500 Personen aus etwa 30 Ländern angemeldet hatten. — Alle Regeln der Esperanto-Grammatik können nach den Erklärungen der Esperantisten in einer Stunde erlernt werden. Den Wortschatz kann man sich ebenfalls verhältnismäßig leicht aneignen, da die Wortstämme den lebenden Sprachen entnommen sind. Etwa 60% aller Wortstämme sind jedem Deutschen verständlich. Das Esperanto verfügt über etwa 2000 Wortstämme, aus denen durch Anhängung von Silben und Buchstaben, sowie durch Zusammensetzung eine unzählbare Menge von Wörtern gebildet werden können.

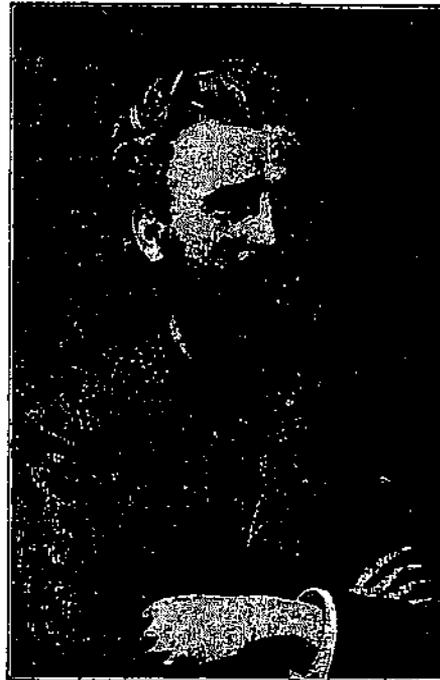
Die meisten Leute, welche die Bemühungen um die Ausbreitung einer Welthilfssprache für aussichtslos halten, wenden gegen diese Bemühungen ein, daß eine willkürlich ausgearbeitete, von allen Menschen gleichmäßig angewandte Kunst-Sprache niemals die Feinheiten, den »Nuancen-Reichtum« und die Ausdruckskraft einer von einem Volke im Laufe von Jahrtausenden unwillkürlich gebildeten, das ganze Gefühlsleben dieses Volkes widerspiegelnden Natur-Sprache besitzen könne. Diese Leute setzen also voraus, daß die Freunde einer Welthilfssprache die Volkssprachen verdrängen oder wenigstens im internationalen Verkehr überflüssig machen wollten. Eine solche Absicht liegt aber den Esperantisten fern. Deshalb bezeichnen sie ihre Weltsprache ausdrücklich als eine Hilfs-Sprache. Da nur sehr wenige Menschen mehr als 2 oder 3 Sprachen gründlich erlernen können, viele aber das berechtigte Verlangen haben, auch mit Angehörigen von Völkern, deren Sprachen sie nicht er-

lernen können, zu verkehren, und da ein lebhafter Verkehr jedes Volkes mit jedermann Volke auf die Entwicklung der Kultur einen sehr heilsamen Einfluß ausüben würde, so kann nicht das Bedürfnis bestritten werden, eine internationale Sprache zu vereinbaren, in der man, wenn sie auch nicht alle Vorzüge der Volkssprachen besitzt, sich doch ebenso gut oder besser verständigen kann wie in einer nicht durch jahrelange Übung gründlich erlernten fremden Volkssprache. Besser ein solches Verständigungsmittel als gar keines.

Eine Dichtung verliert allerdings fast immer auch durch die beste Übersetzung viel von ihrem Zauber; aber eine gute Übersetzung einer Dichtung bietet uns immerhin mehr als das Original, wenn wir die Ursprache nicht sehr genau kennen. Es ist aber ja auch unnötig, lyrische Gedichte in Esperanto zu übersetzen. Es wird auch schwer möglich sein, die philosophische Terminologie so genau in eine Hilfssprache zu übertragen, daß man in dieser die subtilsten Gedanken der großen Philosophen korrekt wiedergeben könnte. Aber die meisten wissenschaftlichen Werke, der größte Teil der Litteratur der ethischen Bewegungen und zahlreiche andere Schriften würden durch eine Übersetzung in eine gut ausgebildete Hilfssprache wenig oder nichts an Wert verlieren; und die meisten Gedanken, die wir Angehörigen fremder Völker brieflich mitteilen möchten, lassen sich auch in einer solchen Kunstsprache genau ausdrücken.

Wir können nicht erwarten, daß die Gebildeten jedes Volkes die Sprachen aller andern Kulturvölker erlernen, und auch nicht, daß alle wertvollen Schriften in alle Sprachen übersetzt werden. Wohl aber müssen die Arbeiter für ethische, religiöse und soziale Reformen dringend wünschen, daß die wichtigsten ihrer Anschauungen und ihrer Erfahrungen in jedem Lande bekannt werden, und daß die Anhänger ihrer Bestrebungen in allen Ländern einander unterstützen. Diese gegenseitige Belehrung und Anregung der Völker kann aber, wie die Erfahrung beweist, durch das Esperanto in hohem Maße gefördert werden; und darin liegt sein größter Wert für die Kultur der ganzen Menschheit.





Hugo Wegener †.

Am 27. Dezember 1914 starb Hugo Wegener, einer der eifrigsten, opfermutigsten, tapfersten und tüchtigsten Mitarbeiter an den radikal-ethischen Bestrebungen.

Hugo Wegener wurde am 15. Dezember 1874 als Sohn eines Gewerberates in Bremen geboren; er hat also nur das Alter von 40 Jahren erreicht. Er übte den Beruf eines Ingenieurs aus. Seit dem Jahre 1906 war er Betriebsleiter eines städtischen Elektrizitätswerkes in Frankfurt am Main.

Seit 15 Jahren arbeitete Wegener rastlos für viele gemeinnützige Bestrebungen, besonders für die Bewegung gegen die Impfung, für die Reform der Lebens- und Heilweise, den Vegetarismus, den Tierschutz, die Bodenreform und die Friedensbewegung. Ueber seine an großen Opfern, aber auch an Erfolgen reiche Arbeit zur Bekämpfung der Impfung habe ich schon in der Ethischen Rundschau vom Februar 1913, in einer Besprechung einiger seiner Schriften, berichtet.

Bei allen seinen gemeinnützigen Arbeiten wurde er von seiner Gattin, mit der er von

Kindheit an in Freundschaft verbunden war, eifrig unterstützt. Sie wird gemeinsam mit bewährten Freunden die Arbeit des Verewigten fortsetzen.

Durch seinen Kampf gegen die Impfung ist Wegener in weiten Kreisen bekannt geworden; aber nur wenige ahnen, wie viel die Menschheit durch seinen frühen Tod verloren hat. Ihm schwebten viele große Pläne vor. Bei unserer ersten mündlichen Unterredung sagte er mir: »Wenn erst das wichtigste Ziel des Kampfes gegen die Impfung, die Einführung der Gewissensklausel, erreicht ist, wende ich mich mit dem selben Eifer an dem Arbeiten zu; und zunächst kommt dann der Tierschutz, besonders der Kampf gegen die Vivisektion, an die Reihe. Den Tier- und Menschenschindern werde ich dann ebenso rücksichtslos die Wahrheit sagen wie jetzt den Impfern.« Besonders für einige Arbeiten, die ich schon lange auszuführen beabsichtige, die ich aber erst später beginnen kann, schien mir die Hilfe Hugo Wegener's wichtiger als die irgend eines anderen Mitkämpfers.

Hugo Wegener starb nach kurzer Krankheit. Am Weihnachtsabend feierte er noch fröhlich mit seiner Frau und seinen drei Töchtern die Bescherung. Danach mußte er sich krank niederlegen, und drei Tage später starb er.

Die Nachricht von seinem Tode traf seine Freunde ganz unerwartet. Niemand hatte geglaubt, daß der ungemein arbeitsfähige Mann so plötzlich im besten Mannesalter aus unserer Mitte gerissen werden würde.

Hugo Wegener war ein auffallend schöner Mann. Seinem Antlitz konnte man auf den ersten Blick große Güte und Treue, sowie große Kühnheit absehen. — Von den beiden oben stehenden Bildern scheint mir das von der Seite aufgenommene das ähnlichere zu sein. Seine Gattin und einige Freunde, die ihn öfter gesehen haben als ich, sagen aber, daß sein Antlitz öfter den freundlich-heiteren Ausdruck des andern Bildes gezeigt habe als den ersten des Profilbildes.

Ein vertrauter Freund des Verstorbenen sandte mir den folgenden Nachruf.

Magnus Schwantje.

* * *

So groß auch Hugo Wegener's Arbeit gegen den Impfwang war, er betrachtete sie doch nicht als seine Hauptaufgabe. Er hat es oft beklagt, daß einer so klaren, einfachen, selbstverständlichen Sache solche Opfer gebracht werden müßten. Aber sein Pflichtgefühl hieß ihn im Kampfe aushalten, nicht seine Neigung; sein Sinn stand nach Höherem.

Man hat Wegener oft eine Kämpfernaut genannt, aber damit nur gezeigt, wie wenig man ihn kannte. Ja, furchtlos war er. Donner nannten ihn seine Freunde; und wie Donner, Blitz und Hagelwetter sauste seine Rede nieder auf seine Gegner; Blitze schossen die klaren, blauen Augen, und Blitze schien die geballte Faust zu werfen, wenn er in großen Volksversammlungen gegen Unterdrückung der Menschenrechte, gegen Unwahrhaftigkeit und gegen Irreführung der öffentlichen Meinung auftrat. Es war eine Lust, so etwas zu erleben. Aber eine «Kämpfernaut»,

ein Mensch, der im Kampf sein Lebenselement findet, war Hugo Wegener nicht. Nur das Pflichtgefühl trieb den gütigen Mann in den Kampf. — Eine glühende Liebe zur Wahrheit beseelte ihn, wie man sie nur bei wenigen Menschen antrifft.

Für sich wollte er nichts, alles für Andere. Er war einer von denen, von welchen man sagen kann: »Ihn jammerte des Volkes.« Für sein liebes deutsches Volk gab er ein bequemes Leben hin, opferte er die wenigen Stunden, die ihm noch für seine Familie blieben, ja, selbst die Stunden, die der Nachtruhe gehören sollten, widmete er oft der Arbeit. Um seinem Volke eine gesunde Nahrung zu verschaffen, opferte er große Summen der Brotreform, und abermals viele Tausende wandte er auf, um die Vergiftung des Blutes durch die Impflanze zu verhindern.

«Einer muß es machen», sagte er, als Freunde das Geschick der Frau und der Kinder von Professor Mirus beklagten, der im Kampf gegen die Impfung seine Lebensstellung verloren hatte. »Ja, Opfer müssen gebracht werden«, setzte er hinzu. Daß er selber zu den schwersten Opfern bereit war, weiß jeder, der ihm näher getreten ist; und daß seine mutige Frau ihn von keinem zurückgehalten hätte, ist ebenso sicher.

Neben all seinen männlichen Tugenden hatte Wegener das Herz eines Kindes. Aus Liebe zu den Tieren war er eifriger Tierschützer und strenger Vegetarier. Eine ehrfurchtsvolle Scheu vor allem Lebenden hielt ihn selbst von unnötiger Zerstörung von Pflanzen zurück. Es ist klar, daß dieser Mann sein Herz auch nicht verschloß vor dem tausendfachen Elend, welches ein Schlachtfeld Menschen und Tieren bringt. Es soll ihm unvergessen bleiben, wie er mit der ihm eigenen Begeisterung bemüht war, mehr Verständnis für die Friedensbewegung in den Kreisen der Volkserzieher zu wecken.

So steht Hugo Wegener vor uns als eine seltene, große Persönlichkeit, als ein leuchtendes Vorbild, als ein »Wegener«, das heißt: ein Wegbereiter für alle die Bewegungen, die wir zu fördern suchen.

Heinrich Brück.



Schriften - Besprechungen.

(Neue Friedens-Litteratur VI.)

ooo

Europäische Wiederherstellung. Von Dr. Alfred H. Fried. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 139 Seiten. Preis 2 Mk.

Ich halte dieses neue Werk Fried's für die theoretisch wertvollste und praktisch nützlichste aller seit Kriegsbeginn erschienenen Schriften über die nach dem Kriege zu schaffende zwischenstaatliche Organisation der europäischen Länder. Es zeichnet sich durch tiefe Einsicht in die Zusammenhänge, sowie durch völlig objektive Betrachtung von Ursachen und Wirkungen, großen Gerechtigkeitsinn und vollkommene Vorurteilslosigkeit aus. Besonders vorzüglich ist der Anteil der Wettrüstungen am Weltgetriebe erläutert. Glänzend werden der Imperialismus und der moderne Nationalismus, sowie ihre Rolle als schwere Hindernisse der natürlichen Weltentwicklung geschildert. Und überall begegnen wir maßvoller Besonnenheit.

Wenn das Buch in den für die künftige Gestaltung Europas maßgebenden Kreisen aller europäischen Länder, vor allem bei den Staatsmännern, Politikern, Volkswirten, Sozialreformern usw., die gebührende Beachtung fände, so vermöchte es die zur Neugestaltung der Weltbeziehungen berufenen Organisatoren vor sehr vieler Pfscharbeit zu bewahren; denn es beleuchtet mit großem Aufwand an Geist den verhängnisvollen Dilettantismus, der bisher in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fast überall geherrscht hat und noch herrscht.

Nach dem »kosmischen Krampf«, von dem ein großer Teil der Menschheit jetzt befallen ist, werden Millionen an der Wiederherstellung Europas arbeiten. Dieser Bau wird vom Fundament aus neu errichtet werden müssen. »Mit dem Zudecken der zerrissenen Dächer, mit der Auffrischung der Fassade wird es nicht getan sein«; denn das Fundament war verfehlt und die Ursache des Unglücks. Die gewaltige Menge der im gegenwärtigen Kriege gesammelten und noch zu sammelnden Erfahrungen muß für die Kultur der Zukunft verwertet werden. »Es geht nicht mehr an, daß alle Errungenschaften menschlichen Denkens nur der Artillerie zugute kommen; die Menschheit hat noch andre Gebiete der Betätigung, deren Förderung ihr am Herzen liegt.« In erster Reihe werden die neuen Erfahrungen im Interesse der Ver-

hütung ähnlicher Weltkriege ausgenützt werden müssen.

Fried weist darauf hin, daß die Ursachen der heutigen Katastrophe nicht mit den Anlässen verwechselt werden dürfen. Allerdings sind die Ereignisse der historischen »elf Tage« (25. Juli bis 4. Aug. 1914) nicht unwesentlich; denn sie bilden kräftige Beweise für die Unsinnigkeit des herrschenden politischen Systems. Die über sie von den beteiligten Regierungen veröffentlichten Schriftstücke zeichnen sich allesamt durch große Einseitigkeit aus. Es wird wohl kaum je volle Klarheit kommen in die Beweggründe für das Handeln der Regierenden; nur so viel steht fest, daß die »Arrangeure und Macher des Weltgetriebs« nicht Schiebende, sondern durchweg Geschobene waren, die »an Schnüren hingen, welche ihre Bewegungen leiteten«. Man darf nicht in erster Linie diejenigen Personen oder Regierungen verantwortlich machen, welche die letzten Verhandlungen vor dem Kriege führten, sondern nur das veraltete diplomatische System und die zwischenstaatliche Anarchie.

»Für uns Pazifisten«, schreibt Fried, »die wir in unserer Lehre jene tieferen Ursachen längst erkannt, auf Grund dieser Erkenntnis als Warner die kommende Katastrophe vorausgesagt und die Wege gewiesen haben, durch die sie zu vermeidengewesen wäre ist es nicht schwierig, jene letzten Gründe in einen Satz zusammenzufassen: Der gegenwärtige Krieg ist die logische Folge des Friedens, den wir besaßen.« Nun folgt der klare Nachweis, daß der Friedenszustand, der vor einem Jahr mit so furchtbarer Explosion zu Ende ging, kein Friede, sondern lediglich ein diplomatisch-politisch-strategischer Waffenstillstand war. Der Grundfehler, für den Europa jetzt so schwer zu büßen hat, bestand darin, daß mit der ungeheuren modernen Entwicklung des sozialen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen usw. Internationalismus die des politischen nicht Schritt hält. Die Staaten wirkten längst in vielen wichtigen Dingen zusammen, unterließen es aber, auch politisch zusammenzuarbeiten, sich »zwischenstaatlich zu organisieren«. Die Weltbeziehungen wurden immer umfassender, Verkehr und Handel verkleinerten die Erde immer mehr. Naturgemäß vermehrten sich die Reibungsflächen

aber nur, weil die politischen Beziehungen den neuen Verhältnissen nicht angepaßt wurden, weil neben den friedlichen Kultur-Verbindungen der Staaten die alte kriegerische politische Vereinzelung fortbestand.

Der »Nichtkriegs«-Zustand der zwischenstaatlichen Anarchie, der den Schein des Friedens erweckte, während er in Wirklichkeit ein latenter Krieg, ein Rüstungskrieg war, verschlimmerte sich mit der Entwicklung der Kriegswaffentechnik, bis schließlich der angehäufte Zündstoff von Mißtrauen, Angst, usw. mehr oder minder automatisch in Brand geraten mußte. Solange es keine auf gemeinsamer Arbeit, auf Zusammenschluß beruhende zwischenstaatliche Organisation giebt, muß es Kriege geben; mit dem Eintritt einer geordneten Rechtsorganisation muß er zwischen den jetzigen Staaten ebenso sicher verschwinden, wie er allmählich zwischen den Stämmen, den Burgen, den Provinzen usw. aufgehört hat. Das gehört sonnenklar zum Entwicklungsgang der Menschheit.

»Wenn wir von dieser Erkenntnis aus die Geschichte jener elf Tage ins Auge fassen, werden wir zugehen müssen, daß damals von der Diplomatie viel gesündigt wurde, daß bei festem Willen das Blutbad hätte vermieden werden können, daß aber manche ihrer Handlungen, die ohne Eingehen auf die tieferen Beweggründe unverständlich, ja fast verbrecherisch erscheinen, wenigstens eine Erklärung finden. Die europäische Diplomatie des Sommers 1914 war eben noch nicht geleitet von der Idee einer zwischenstaatlichen Organisation; sie stand vielmehr noch ganz unter dem Einfluß der Anarchie, wo jedes Volkes Fortschritt des andern Volkes Niederlage bedeutet, die Explosion der aufgespeicherten Spannung als Erlösung angesehen wird und es als klug erscheinen kann, diese Explosion durch bewußte Eingriffe vorbeugend herbeizuführen. . . Erklärt uns das herrschende anarchische Prinzip die anarchischen Handlungen der Regierungen, so gibt es uns auch eine Erklärung für jene Beschlüsse des Handels, welche schließlich die Gegenwirkung der Friedenskräfte lahmgelegt hat.« — Gerade die Ueberrüstungen, die angeblich der Katastrophe vorbeugen sollten, machten diese unvermeidlich — umso mehr als sie mit ihrer Verstärkung schließlich so überempfindlich werden mußten, »daß ein Mobilisierungsvorrang eines Gegners um nur 24 Stunden dem anderen Staat als unwiederingbringlicher Nachteil erscheinen konnte.«

Nach gehaltreichen Kapiteln über »Das Zeitalter der zwischenstaatlichen Anarchie (die Irrlehren der

»Machtfanatiker« und »Machtpolitiker«; die Rolle des modernen »Nationalismus« und »Imperialismus«, des Haager Werks und des Internationalismus) und über »Die bisherigen Lehren des Krieges« (»Nicht das Völkerrecht hat versagt, bankrott ist nur das sogenannte Kriegsrecht«; Wesen und Tragweite des modernen »Pazifismus«; Gefährlichkeit der bisherigen Gruppenbündnisse; völliges Versagen der auf »Humanisierung und Reglementierung« des Krieges abzielenden Bestrebungen; »der Krieg als offenkundiger Zusammenbruch der Politik«; moralische und wirtschaftliche Unrentabilität des Krieges; usw.) kommt Fried auf den Dauerfrieden zu sprechen. Der Friedensschluß dürfe nicht bloß bezwecken, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und »lediglich die sichtbarsten Schäden der Anarchie etwas zu beruhigen«, im übrigen aber alles beim alten zu lassen; vielmehr müsse ein wirklicher Friede errichtet werden, der für die Beziehungen der Staatengemeinschaft ganz neue Verkehrsformen schafft. »Mit bloßer Verschiebung der Grenzen und Zahlung von Kriegsentschädigungen« sei nichts getan. Die wahre Friedenssicherung sei nur durch eine zielbewußte Organisation Europas zu erreichen, nicht durch Besiegung und Unterjochung. »Es giebt keinen Dauerfrieden durch Gewalt, wie es keinen Solofrieden mehr geben kann, sondern nur noch einen Gemeinschaftsfrieden, der allen Teilen gerecht wird.« Fort mit jedem Anlaß zu neuem Haß, neuer Zwietracht, neuer Rache! Fort mit der Möglichkeit neuer Blutbäder und Paniken! »Der Weltkrieg muß seine eigne Quelle, die Anarchie, vernichten und die Grundlagen eines vernünftigen Staatensystems zur Folge haben.«

Was Fried's praktische Vorschläge betrifft, so verdient vor allem Hervorhebung, daß er statt eines Friedensinstruments deren zwei empfiehlt: zunächst einen dringlichen Friedensvertrag nach Abschluß der Feindseligkeiten und nachträglich einen sorgsam vorzubereitenden paneuropäischen Vertrag zur Schaffung der Neuordnung. »Es muß eine vorläufige Ordnung geschaffen werden, ehe man an die endgiltige herantreten kann.« Beim Abschluß des ersten Vertrages kämen nur die kriegführenden Staaten in Betracht, während zum zweiten selbstverständlich auch die neutralen herangezogen werden müßten. Das »Kriegsbeendigungswerk« müßte natürlich alles vermeiden, was das spätere »Friedenserrichtungswerk« unterbinden würde. Die Form, in der sich Fried das neue Europa denkt, ist nicht die der vielfach angestrebten »Vereinigten Staaten von Europa« nach dem

Vorbilde der nordamerikanischen Union oder der schweizerischen Eidgenossenschaft, sondern die eines losen Zusammenschlusses zu einem »Zweckverband Europa« nach dem Vorbilde des »Zweckverbandes Großberlin« oder noch besser der »Panamerikanischen Union«, die sich seit zehn Jahren so trefflich bewährt. Wird sich, woran nicht zu zweifeln ist, diese lose Länderverbindung mit ihrem Zentralamt als segensreich erweisen, so werden ihre Mitglieder später naturgemäß gern einen festeren Staatenbund eingehen, der allmählich sogar zu dem zwar längst erträumten, aber erst in ferner Zeit zu schaffenden Gebilde der »Vereinigten Staaten der Erde« führen könnte. Der Bestand eines »Panuropa« würde bald das »Gegeneinander« in ein »Füreinander« verwandeln, so das gegenseitige Mißtrauen und Verachten verringern und daher das Wettrüsten unnötig machen.

In den Einzelheiten scheinen mir des Verfassers Vorschläge fast zu maßvoll und besonnen; aber dafür haben sie als Minimum auch mehr Aussicht auf Verwirklichung als die sehr zahlreichen radikaleren, die jetzt überall auftauchen und nicht selten recht dilettantisch sind. Ihnen sind die an wertvollen Erörterungen reichen zwei Kapitel »Zwischenstaatliche Probleme« und »Zweckverband Europa« gewidmet. Den Schluß des kostbaren Buches bildet der Abschnitt »Der Pazifismus von gestern und morgen«, der ebenso lesenswert ist wie alle anderen. Das ganze Werk bietet eine derartige Fülle fesselnden, hochwertigen Stoffes, daß ich sehr lebhaft bedauere, durch Raumangel genötigt zu sein, auf die Anführung einer Reihe weiterer Gedanken Fried's verzichten zu müssen.

Jeder Friedensfreund sollte das kleine Buch gründlich studieren.

Leopold Katscher.

Neue pazifistische Zeitschriften in der Schweiz.

Die Menschheit. Wochenblatt zu den »Dokumenten des Fortschritts«. Verlag von Max Drechsel, Bern. — **La Voix de l'Humanité.** Supplément hebdomadaire des »Documents du Progrès«. Administration: F. Ruedi, Lausanne.

Herausgeber beider Zeitschriften: Professor Dr. Rudolf Broda.

Jede Nummer umfaßt 2 Folio-Seiten. — Preis beider Zeitschriften zusammen: in der Schweiz 4 Fr., in Deutschland 5 M., in den andern Ländern 6 Fr.

Das Neue Europa. Monatsschrift. Herausgeber: Dr. Paul Cohn und Alfred Weiß. Verlag: Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich. Preis: 12 Hefte 3 Fr.

Blätter für zwischenstaatliche Organisation. (Der »Friedens-Warte 18. Jahrgang.) Monatsschrift. Herausgeber: Dr. Alfred H. Fried. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Preis: jährlich 6 M., einzelne Nummern 50 Pfg.

Internationale Rundschau. Monatlich 1 oder 2 Hefte. Redakteure: R. W. Huber und Professor Sigmund Feilbogen. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Preis: vierteljährlich 2,50 M. (Die Zeitschrift erscheint auch in englischer Sprache, unter dem Titel »International Review«.)

Diese fünf Zeitschriften sind seit dem Ausbruch des Krieges gegründet worden, um Friedensfreunden in allen Ländern die Möglichkeit zu geben, auf neutralem Boden dem Völkerhaß entgegenzutreten und die Wiederherstellung Europas nach dem Kriege schon jetzt vorzubereiten.

Ich berichte hier über diese Blätter in der Reihenfolge ihrer Gründung.

Im Oktober 1914 gründete Professor Dr. Rudolf Broda, der von Paris nach Lausanne übersiedelte, die beiden Wochenblätter »Die Menschheit« und »La Voix de l'Humanité«. Beide sind Organe des »Bundes für Menschheitsinteressen und Organisierung des menschlichen Fortschritts«, dessen Vorsitzender der genannte Sozialreformer ist. Bis auf einige wenige verfehlte Beiträge brachten diese völlig unparteiischen Blätter sehr erfreuliche Aufsätze. Sehr wertvoll sind die Antworten auf Rundfragen über mit dem Kriege und dem künftigen Frieden zusammenhängende Themen, insbesondere über die Bekämpfung des jetzt so weit verbreiteten blinden Völkerhasses. Berühmte Schriftsteller in allen jetzt kriegführenden, wie auch in neutralen Ländern zählen zu ihren Mitarbeitern. — Die beiden Wochenblätter fanden so großen Beifall, daß der genannte Bund vom 27.—30. Mai in Bern eine wohlgelungene »Konferenz für die Zukunftsinteressen der Menschheit« unter dem Vorsitz Broda's veranstalten konnte (über die auf den Seiten 41—42 des Heftes IV/3—4 der E. R. berichtet wird — M. S.).

Im November 1914 gründeten die Wiener Schriftsteller Dr. Paul Cohn und Alfred Weiß die Monatsschrift »Das Neue Europa«. Der Inhalt erfüllt die Hoffnungen, die der viel versprechende Titel erweckt. Die meisten Beiträge sind sehr interessant, nicht zum wenigsten die der Herausgeber. Besonders erwähnenswert sind die Berichte

über vernünftige Aufsätze in englischen Zeitungen und Broschüren. Die Zeitschrift zeichnet sich durch große Objektivität und durch Vornehmheit des Tones aus.

Im März 1915 erschien das erste Heft der »Blätter für zwischenstaatliche Organisation«, die Alfred H. Fried vorläufig an Stelle der »Friedens-Warte« herausgibt. Die durch den Krieg verursachte Erschwerung des Postverkehrs veranlaßte Fried, seine Zeitschrift während des Krieges unter neuem Titel in der Schweiz erscheinen zu lassen. Die »Blätter für zwischenstaatliche Organisation« sind die bedeutendste aller pazifistischen Zeitschriften der Welt. Jedes Heft enthält eine Fülle glänzender, dauernd wertvoller Aufsätze. Für den wertvollsten Teil dieser Zeitschrift halte ich aber das »Kriegstagebuch« von Alfred H. Fried, das man, als eine Fortsetzung der früher in fast jedem Heft der »Friedens-Warte« erschienenen »Randglossen zur Zeitgeschichte« von Bertha von Suttner betrachten kann.

Die Hauptaufgabe der von R. W. Huber und Professor S. Feilbogen aus Wien im Juni 1915 gegründeten »Internationalen Rundschau« ist die Bekämpfung des Völkerverhasses. In dem einleitenden Aufsatz im ersten Heft wird darauf hingewiesen, daß die jetzige Völkerverhetzung, wenn ihr nicht rechtzeitig entgegengewirkt würde, zur Folge haben könnte, daß »selbst der Friede zum bloßen Waffenstillstand erniedrigt und die Selbstzerfleischung Europas zur dauernden Einrichtung erhoben« würde. Dann fährt der Aufsatz fort: »Der Krieg ist allgemein als Erhebung der Seelen gefeiert worden. Aber diese Erhebung wird nicht durch die Verpöbelung des Kampfes kundgetan; sie äußert sich durch die herrlichen Taten der Helden und der Samariter. Diese Ruhmestaten jeder Nation hervorzuheben und sie gerade beim Gegner rückhaltlos anzuerkennen, sollte das unterscheidende Kennzeichen wahrer Menschlichkeit sein. Versuchen wir doch endlich auch den Gegner zu verstehen und das Furchtbare des gegenwärtigen Geschehens in seiner tragischen Größe zu würdigen! So allein kann im Innern der Gemüter jene Beruhigung der Leidenschaften sich vorbereiten, welche zum dauernden Frieden führt. . . Wir sind überzeugt, daß es in jedem Lande und bei jedem Volke Geister giebt, welche mit uns in diesen Gedankenrichtungen übereinkommen. Wir rufen sie zu uns! . . . Nicht ganze Völker anzuklagen oder zu richten, sondern die Leiden aller zu verstehen und über ihre Linderung

nachzudenken ist unsere Aufgabe. . . Wir sind keiner Partei verschrieben, keinem Volke feind. Wir hassen nur die Lüge und dienen der Wahrheit und der Zukunft des Menschengeschlechtes.« Diese schönen Worte kennzeichnen den Geist der in der jungen Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze, die viele wertvolle Mitteilungen enthalten und alle vom Geiste der Liebe, und der Gerechtigkeit erfüllt sind. Das Lesen der Zeitschrift muß jeden Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit herzlich erfreuen.

Leopold Katscher.

Kriegsgegner in England. Nach englischen Quellen dargestellt von * * *. Verlag von G. Birk & Co., München. 1915. 63 Seiten. Preis: 50 Pfg.

Die Schrift enthält die Uebersetzung von 20 Aufsätzen, die in den ersten fünf Monaten seit dem Ausbruch des Krieges in englischen Tagesblättern und Zeitschriften erschienen sind. Sie handeln hauptsächlich von den Grundlagen eines dauernden Friedens. Die Verfasser der meisten Aufsätze bekennen sich zu der Anschauung, daß, wie der Herausgeber in der Einleitung zu dem ersten Aufsatz sagt, »man mit Haß nichts Bindendes und mit Gewalt nichts Dauerhaftes erreichen kann, daß man die Wohlfahrt der Völker nicht durch Mißtrauen und Streit, sondern durch Vertrauen und Zusammenarbeiten fördert.« Besonders wertvoll sind die Aufsätze von Mitgliedern der »Union for Democratic Control«, über deren Ziele in dem Aufsatz »Die Vorbereitung eines dauernden Friedens« im nächsten Heft der Ethischen Rundschau berichtet wird, sowie die Aufsätze von G. Lowes Dickinson, A. Fenner Brockway, Bertrand Russell u. A. aus der sozialist. Zeitung »The Labour Leader« und die von G. Lowes Dickinson, H. N. Brailsford und Massingham aus der Wochenschrift »The Nation«.

Viele Deutsche werden beim Lesen dieser Aufsätze erstaunt sein über die Rede-Freiheit, die dem englischen Volke auch in den ersten Kriegsmonaten erhalten blieb, und über die Vorurteilslosigkeit, die Gerechtigkeit und die Weisheit, mit denen viele einflußreiche englische Schriftsteller über die Ursachen des Krieges, den Charakter der jetzt gegen England kämpfenden Völker und die Mittel zur Herstellung eines dauernden Friedens urteilen. Eine massenhafte Verbreitung der Schrift würde viel dazu beitragen, den Haß gegen England zu verringern und vernünftige politische Ansichten zu verbreiten.

Magnus Schwantje.

Die Eiche. Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Ein Organ für soziale und internationale Ethik. Herausgegeben von **F. Siegmund-Schultze**. Preis eines Heftes: 1 M., des Jahrgangs 1915 (482 Seiten in Lexikon-Oktav): 3 M.

Die seit dem Ausbruch des Krieges herausgegebenen Hefte der «Eiche» enthalten die wertvollste Sammlung von Kriegs-Dokumenten, die in deutscher Sprache erschienen ist.

Das letzte Heft des Jahrgangs 1914 (VIII und 110 Seiten) enthält das von Dr. **Elisabeth Rotten** zum ersten Mal übersetzte englische Weißbuch und ein Vorwort des Herausgebers über einige unrichtige Angaben **Grey's**. — Das 1. Heft des Jahrgangs 1915 (88 Seiten) enthält Kundgebungen von Theologen: 1. Meinungs-austausch von Kirchenfürsten, 2. schweizerische Stimmen, 3. französische Stimmen und deutsche Antworten darauf, 4. römisch-katholische Stimmen, 5. Stimmen aus deutschen und englischen Missionskreisen, 6. verschiedene Kundgebungen. Besondere Erwähnung verdient ein of-

fener Brief von Professor **D. L. Ragaz** an Pfarrer **Dr. Traub**. — Das 2. Heft (140 Seiten) enthält «Aufrufe und Aeußerungen von Intellektuellen» (deutschen, schweizerischen, englischen, französischen und italienischen). — Das Doppelheft 3—4 (254 Seiten) enthält Berichte über die Behandlung der englischen Gefangenen in Deutschland und der deutschen Gefangenen in England, nebst einem interessanten Vorwort des Herausgebers. — In späteren Heften soll über Handlungen berichtet werden, durch die in verschiedenen Ländern gerecht denkende Menschen das Los der bei ihnen wohnenden Angehörigen feindlicher Staaten zu mildern suchten.

Jedem, der über die Entstehung des Krieges und über die Gesinnung und das Verhalten der verschiedenen kriegführenden Völker genau unterrichtet werden will, empfehle ich die Anschaffung der hier angezeigten und der folgenden Hefte der «Eiche». — Der Preis ist ungemein niedrig.

Magnus Schwantje.



Kleine Aufsätze und Berichte.

— 00 —

Seuche und Krieg.

Ein Gleichnis.*)

Einst wurde das Land Irgendwo oft von schweren Seuchen heimgesucht. Jede dieser Seuchen raifte Tausende der tüchtigsten Menschen hinweg, und auch die gesund bleibenden erlitten durch sie schweren Schaden. Alle Bewohner von Irgendwo mußten einen großen Teil der Erträgnisse ihrer Arbeit an den Staat abgeben, damit dieser beständig sich darauf vorbereiten könne, nach dem Ausbruch einer Seuche die erkrankten Mitbürger zu verpflegen und die weitere Ausbreitung der Krankheit einzudämmen. Jeder gesunde Bürger

*) Eine köstliche Satire, welche ebenfalls den Krieg mit einer Seuche vergleicht, hat **Alfred H. Fried** unter der Ueberschrift «Die sittlichen Werte und die Kulturbedeutung der Cholera» in der Zeitschrift «Wissen und Leben», 1915, Heft 14. (Verlag von Orell Füßli, Zürich) veröffentlicht. Um nicht in den Verdacht des Plagiats zu kommen, bemerke ich, daß ich die vorstehende Erzählung schon im Oktober 1914, also lange vor der Veröffentlichung der Fried'schen Satire, geschrieben und mehreren Freunden vorgelesen habe. M. S.

wurde während einiger der besten Jahre seines Lebens seinem Berufe entzogen, um in der Behandlung der Seuchenkranken ausgebildet und geübt zu werden, damit nach dem Ausbruch einer Seuche eine genügende Anzahl von Krankenpflegern und Aerzten bereit stehe. Ungeheure Summen verschlang der Bau von Baracken und die Herstellung von Heilmitteln. Während des Wütens einer Seuche mußten alle Arbeiten auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, des Handels und der Industrie eingeschränkt werden. Oft wurde durch eine einzige Seuche die ganze Kultur von Irgendwo um Jahrzehnte zurückge-
drängt.

Die meisten Bewohner von Irgendwo hielten die Seuchen zwar für ein furchtbares Unglück; aber sie glaubten, daß jeder Versuch sie zu verhüten vergebens sein würde. Einige behaupteten sogar, die Seuchen seien kein Uebel; denn wenn es den Menschen zu gut gehe und sie nicht von Zeit zu Zeit Gottes Zuchtrute fühlten, so würden sie sittlich verkommen. Die Seuchen gäben den Menschen Gelegenheit, die edelste Tugend zu üben,

nämlich die, leidenden Menschen unter Gefährdung des eigenen Lebens zu helfen. In seuchefreien Zeiten sei das Volk in Parteien und Klassen zerfallen, die einander in häßlicher und kleinlicher Weise bekämpften. So wie aber eine Seuche in Sicht sei, da erhebe sich das Volk wie ein Mann, um in herrlicher Eintracht der Not des Vaterlandes zu wehren. Glücklicherweise solle jeder sich schätzen, dem es vergönnt sei, eine so große Zeit miterleben zu dürfen. In seuchefreien Zeiten müßten weite Kreise des Volkes moralisch versumpfen; denn zahlreiche Menschen dächten dann an nichts Anderes als an ihre geschäftlichen Unternehmungen und an die oberflächlichsten und niedrigsten Belustigungen. Da sei es ein Glück, wenn ein reinigendes Gewitter sich entlade, wenn eine Seuche die Menschen vor höhere Aufgaben stelle und in ihnen wieder den Willen lebendig mache, alle ihre Kraft dem Gemeinwohl zu weihen. Manche Modedame, die bisher nur an Putz und Tand, frivole Abenteuer, schlüpfrige Romane und Ehebruchsdramen gedacht habe, werde beim Ausbruch einer Seuche Krankenschwester und verrichte mit Ernst und Fleiß die schweren und zum Teil ästhetisch so abstoßenden Arbeiten zur Pflege der Seuchenkranken, — sie, die bisher jedem unästhetischen Eindruck so zimperlich aus dem Wege gegangen sei! Mancher Mann, der bisher keinen höheren Zielen zugestrebt habe als der Erlangung von Reichtum und äußeren Ehren, der gewissenlos seine Mitmenschen ausgebeutet und lasterhaften Genüssen gefröhnt habe, er gebe beim Ausbruch einer Seuche große Summen an Krankenhäuser und trete freiwillig in den Krankenpflagedienst ein, um ohne Standeshochmut in treuer Kameradschaft mit den Geringsten unter seinen Volksgenossen für das Gemeinwohl zu arbeiten. Mancher Künstler, der bisher seine Kraft in nichtigen ästhetischen Spielereien erschöpft oder gar seine künstlerischen Gaben dazu mißbraucht habe, um das Laster in verführerischer Gestalt darzustellen, er lerne durch die Seuche den Ernst des Lebens kennen und erwähle fortan würdigere Gegenstände als Stoffe seines künstlerischen Schaffens. Und vor allem: wie viele Gottlose lernten durch die Seuche wieder beten! Für Leiden, durch das Gott solche Wunder an den Menschenseelen tue, müßten wir Gott danken, wie schmerzhaft seine Zuchtrute auch auf uns niederfallen möge.

Es wurde sogar behauptet, daß einige gewissenlose Menschen sich über die Seuchen freuten, weil sie durch die Herstellung der Heilmittel, den Bau der Baracken und die Behandlung der Kranken viel Geld verdienten und Ruhm und Ehren dadurch erlangten.

Man begnügte sich aus diesen Gründen damit, nur sehr wenige und ganz untaugliche Mittel zur Verhütung der Seuchen anzuwenden und nach dem Ausbruch einer Seuche die Kranken so gut wie möglich zu behandeln.

Eines Tages aber bildete sich eine Gemeinschaft kluger und wohlwollender Menschen, welche dem Volk verkündigten: »Die Seuchen üben auf die Seele des Menschen keinen wesentlich andern Einfluß aus als jedes andere Unglück. Wenn sie auf die sittliche Entwicklung der Menschheit heilsam einwirkten und wir sie deshalb nicht bekämpfen dürften, so dürften wir auch kein anderes Unglück von den Menschen abzuwenden suchen. Es ist wahnwitzig und verbrecherisch, über ein ganzes Volk ein grauenvolles Unglück hereinbrechen zu lassen, bloß weil einige Taugenichtse dadurch vielleicht aus dem Schlendrian ihres bisherigen Lebens aufgerüttelt werden können. Es gehört zu den höchsten Aufgaben unserer Zeit, ernstlich nach den Ursachen der Seuchen und nach Mitteln zu ihrer Verhütung zu forschen. Wir aber haben die Ursache der Seuchen erkannt und kennen ein Mittel zu ihrer Verhütung. Die Ursache der Seuchen ist die Unreinheit unseres Trinkwassers und der Mangel einer guten Kanalisation. Die Beseitigung dieser Ursache ist das einzige sicher wirkende Mittel zur Verhütung der Seuchen. Wenn nur der zehnte Teil des Geldes, das wir jetzt für den Bau von Baracken, für die Ausbildung von Spezialärzten und Pflegern, für die Herstellung von Heilmitteln usw. ausgeben, für die Verbesserung der Kanalisation und für die Herbeischaffung gesunden Trinkwassers verwandt würde, so würden die Seuchen entweder ganz oder fast ganz verhütet werden. — Also laßt uns für größere Reinlichkeit sorgen; dann ersparen wir uns die unermesslichen Leiden, die jede Seuche uns bereitet, und können das viele Geld, das wir jetzt beständig für die Vorbereitung der Behandlung von Seuchekranken ausgeben, für Arbeiten zur Förderung der Kultur verwenden.«

Ob solcher Reden empörten sich die Volksgenossen, welche das Ausbrechen der Seuchen für eine göttliche Fügung und für ein Mittel zur sittlichen Erziehung der Menschheit betrachteten, und die, welche von dem Verschwinden der Seuchen eine Verminderung ihres Geschäftsgewinnes befürchteten, und sprachen: Diese Reinlichkeitsapostel brächten das Vaterland in die größte Gefahr; denn wenn keine Baracken gebaut, keine Mittel zur Heilung der Seuchenkranken bereit gestellt, und keine Spezialärzte und Krankenpfleger ausgebildet würden, so wäre man

beim Ausbrechen der nächsten Seuche unfähig sie einzudämmen und die Erkrankten zu retten. Die Reinlichkeitsapostel seien Schwärmer, die Gottes Weltordnung umstürzen wollten. Seuchen habe es immer gegeben und werde es immer geben. Ohne die Seuchen würde die Menschheit in Materialismus und Genußsucht verkommen.

Vergebens wandten die Reformier ein, sie verlangten ja nicht, daß der Staat schon vor dem Verschwinden der Seuchengefahr die Baracken abbrechen lasse, die Zahl der Seuchenärzte und der Krankenpfleger verringere und die Erzeugung der Heilmittel einschränke. Auch sie hielten es für unbedingt nötig, in den seuchefreien Zeiten dafür zu sorgen, daß nach dem Ausbruch einer Seuche die Kranken in der besten Weise behandelt und Mittel zur Eindämmung der Seuche angewandt werden könnten. Auch sie zollten den Volksgenossen, die keine Anstrengung und keine Lebensgefahr scheuten, um Seuchekranke zu retten, die verdiente Anerkennung; aber man dürfe nicht ein furchtbares Unglück für das Vaterland entstehen lassen, bloß um den Menschen Gelegenheit zu geben, bei der Unterdrückung des Unglücks Heldentaten zu vollbringen. Deshalb verlangten sie, daß man auch wirksame Mittel zur Verhütung der Seuchen anwende. Ihre Forderung, die Vorbereitungen zur Eindämmung der Seuchen und zur Behandlung der Seuchekranken allmählich einzuschränken, solle erst dann erfüllt werden, wenn sich die von ihnen vorgeschlagenen Mittel bewährt hätten, also wenn es sicher sei, daß die Seuchengefahr nicht mehr bestehe oder nur sehr gering sei.

Alle diese Erklärungen wurden aber nur von wenigen Volksgenossen beachtet. Die meisten behaupteten immer weiter, die Reinlichkeitsapostel wollten der Menschheit die Mittel nehmen, sich gegen das weitere Umsichgreifen der Seuchen zu schützen. So oft eine Seuche ausbrach, riefen sie ihnen höhnisch zu: »Nun seht Ihr doch, daß man die Seuchen nicht verhüten kann, daß Eure ganzen Theorien unsinnig sind, und daß jetzt das größte Unglück über unser Volk hereinbrechen würde, wenn wir nicht rechtzeitig Mittel dagegen angewandt hätten«.

Die Gesundheitsfreunde antworteten: »Ihr habt ja gar nicht die von uns vorgeschlagenen Mittel zur Verhütung der Seuchen angewandt. Daher beweist der Ausbruch der Seuche nicht, daß diese Mittel unwirksam seien und daß die Seuchen überhaupt nicht verhütet werden könnten. Durch den Ausbruch der Seuchen werden nicht unsere

Theorien widerlegt, sondern nur Eure Behauptung, daß neue Mittel zur Seuchenverhütung nicht nötig seien. — Die Gegner aber taten, als hätten sie diese Antwort nicht gehört und wiederholten immer wieder ihre höhnischen Bemerkungen.

Da brach in Irgendwo aber einmal eine so furchtbare Seuche aus, wie sie im ganzen Verlaufe der Menschheitsgeschichte noch nicht dagewesen war. Das unermessliche Unglück, das diese Seuche anrichtete, machte die meisten Bewohner von Irgendwo, die bisher das Entstehen von Seuchen in dumpfer Ergebung als unabwendbares Naturereignis ertragen hatten, geneigt, die Lehren der Reinlichkeitsfreunde unbefangen und gründlich zu prüfen. Dabei fanden sie, daß diese Neuerer gar nicht so unwissende Schwärmer und Phantasten seien, als welche sie meistens hingestellt wurden, sondern kluge und kenntnisreiche Menschenfreunde, die jede ihrer Theorien wissenschaftlich begründen konnten. Die Zahl der Anhänger der Reinlichkeitsfreunde vermehrte sich nach dem Erlöschen der großen Seuche sehr schnell, und bald wurde auch ihr Einfluß auf die Regierung von Irgendwo so groß, daß diese beschloß, die Mittel zur Verhütung der Seuchen anzuwenden. Von dieser Zeit an traten nur noch sehr selten Seuchen auf, und diese waren so wenig heftig, daß es gelang, sie ohne große Verluste von Menschenleben zu unterdrücken. Nach kurzer Zeit konnte man daher die Ausgaben für die Unterdrückung von Seuchen bedeutend einschränken und nach wenigen Jahrzehnten als überflüssig ganz vermeiden. Jetzt kennt man in Irgendwo die Seuchen schon seit Jahrhunderten nur noch aus den Büchern der Geschichte, und die heutigen Irgendwoer stehen darüber, daß ihre Vorfahren nicht eher den Ratschlägen der Reinlichkeitsfreunde folgten.

Magnus Schwantje.

IV. Generalversammlung der Schopenhauer - Gesellschaft.

(Vorträge über den Krieg, den Tiererschutz und andere Themen.)

Die 4. Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft fand unter der Leitung des Vorsitzenden Geheimrat Professor Dr. Paul Deussen vom 25.—28. Mai in Düsseldorf statt.

Wie zu erwarten war, waren viele Mitglieder durch den Krieg verhindert, an der Versammlung teilzunehmen. Immerhin wurden die Sitzungen von mehr als 60, die Zusammenkünfte, durch die den Mitgliedern und Freunden der Schopenhauer-Gesellschaft Ge-

legenheit geboten werden sollte, einander in zwangloser Unterhaltung kennen zu lernen, von etwa 30 Personen besucht.

Die erste Sitzung war einer Diskussion über das Thema »Schopenhauer und der Krieg« gewidmet. Nach einer Begrüßungsrede des Oberbürgermeisters Dr. Oehler, der die Versammlung im Namen der Stadt Düsseldorf willkommen hieß, und einer kurzen Ansprache des Vorsitzenden hielt Redakteur Gustav Lohde einen etwa eine Stunde dauernden Vortrag über das angegebene Thema. Ueber den Charakter der Engländer, der Franzosen und der Italiäner, sowie über den »deutschen Idealismus« sprach der Redner einige Urteile aus, die der große Kosmopolit Schopenhauer gewiß als einseitig verworfen hätte; auch hätte dieser vermutlich die Ursache dieses Krieges nicht, wie der Redner, ausschließlich in der Beute gier der Feinde Deutschlands erblickt. Sympathisch berührte es mich aber, daß der Redner wiederholt darauf hinwies, daß der Krieg »alle in der Menschennatur liegenden antimoralischen Tendenzen entfesselt«, und daß angesichts der Greuel des Krieges jeder idealistisch gesinnte Mensch sich von einer optimistischen Weltanschauung abwenden muß. — Nach dieser Rede hielt ich den Vortrag, dessen größter Teil auf den Seiten 9—11 dieses Heftes abgedruckt ist.

In der Diskussion bezweifelte Reichsmilitärgerichtsrat Dr. Ph. Otto Mayer die Möglichkeit einer den Krieg verhütenden Rechtsordnung zwischen den Staaten; worauf Geheimrat Paul Deussen erwiderte, er halte auch heute, nach dem Ausbruch des Weltkrieges, noch fest an seiner schon im Jahre 1876 in seinem Werke »Die Elemente der Metaphysik« ausgesprochenen Ueberzeugung, daß »die Zeit kommen wird, wo man auf den Krieg als auf eine längst entschwundene entsetzliche Barbarei vergangener finsterner Zeiten zurückblicken wird«. Ich trat dann noch der Behauptung entgegen, daß es niemals möglich sein werde, die Einhaltung internationaler Verträge zu erzwingen.

Am Schluß der Sitzung sprach B. A. Ladd aus New York in englischer Sprache über die Stellung Amerikas in dem gegenwärtigen Krieg. Sein Vortrag behandelte hauptsächlich das Verhalten der amerikanischen Presse und die Munitions-Lieferung.

In der zweiten Sitzung hielt ich einen Vortrag über »Schopenhauer als Tierpsychologen und Tierfreund«. Ich begründete darin eingehend die Ansicht, daß die Tiere höhere geistige und seelische Fähigkeiten besitzen, als Schopenhauer ihnen zuerkannte.

Insbesondere seine Ansichten, daß den Tieren die Vernunft fehle und daß die meisten Tiere keinen individuellen Charakter hätten, wurden von mir bestritten. Dabei berichtete ich über viele Handlungen von Tieren, die von der Fähigkeit zu abstraktem Denken, von der Verwertung individueller Erfahrungen und von Besonnenheit zeugen. Auch über die Untersuchungen von Karl Krall in Elberfeld und Frau Mökel in Mannheim berichtete ich kurz, besonders um zeigen, daß die Tiere nicht nur einzelne Laute, sondern auch beliebige Zusammenstellungen von Wörtern zu neuen Sätzen verstehen, also Begriffe bilden und urteilen können. Zur Zeit Schopenhauer's war das Tierleben noch wenig erforscht. Wenn der Meister noch die Ergebnisse der tierpsychologischen Forschung der letzten Jahrzehnte kennen gelernt hätte, so hätte er einsehen müssen, daß die Tiere nicht, wie er an vielen Stellen behauptete, nur Verstand, sondern auch Vernunft besitzen. In späteren Jahren hat Schopenhauer ja auch zugestanden, daß manche Handlungen von Tieren auf Vernunft schließen lassen. — Die Erkenntnis der intellektuellen Fähigkeiten der Tiere hat auch eine große praktische Bedeutung, weil, wie auch Schopenhauer lehrte, anzunehmen ist, daß die Leidenfähigkeit umso größer ist, je klarer das Bewußtsein ist, und weil unsere Rechte gegenüber den Tieren umso geringer sind, je mehr diese durch unsere Behandlung leiden können. Aus dem selben Grunde ist die Feststellung des individuellen Charakters der Tiere wichtig zur Regelung unsers Verhaltens gegen sie; denn je schärfer ausgeprägt der individuelle Charakter eines Wesens ist, umso höher müssen wir seine psychischen Eigenschaften, auch die Intensität seiner Gefühle, schätzen. Daß Tiere sehr intensiv leiden können, und daß nicht nur, wie Schopenhauer meinte, die »höheren« Tiere, sondern auch die Angehörigen dem Menschen sehr fernstehender Gattungen individuelle Eigenschaften haben, suchte ich eingehend nachzuweisen. — In unserer Zeit hätte Schopenhauer bestimmt das Recht des Menschen gegenüber den Tieren noch viel mehr eingeschränkt, als er es tatsächlich getan hat. Insbesondere das Fleischessen kann heute nicht mehr nach den Grundsätzen der Schopenhauer'schen Moral gerechtfertigt werden. Schopenhauer sprach die Ansicht aus, daß der Mensch zum Fleischessen berechtigt sei, weil der Mensch in der gemäßigten Zone durch die Entbehrung der Fleischnahrung mehr leide als das Tier durch eine schnelle Tötung. (W. II, § 66; E., § 19.) Inzwischen aber hat sich herausgestellt, daß

einerseits der Mensch auch in der gemäßigten Zone die Fleischnahrung ohne Schaden entbehren kann und andererseits die Tiere durch die Schlachtung und die ihr notwendig vorausgehenden Quälereien viel mehr leiden, als Schopenhauer angenommen zu haben scheint. Auch die Vivisektion würde Schopenhauer heute mit noch größerer Schärfe und wahrscheinlich ohne jede Einschränkung verurteilen. — Der Charakter eines Menschen ist umso edler, je kleiner das Leid ist, bei dessen Anblick sein Mitleid sich zu regen beginnt und je größer sein Mitleid im Verhältnis zu dem vorgestellten Leid des Andern ist. Gerade daß Schopenhauer trotz seiner Unterschätzung der Leidensfähigkeit der Tiere von tiefem Mitleid mit den Tieren erfüllt war und mit großem Zorn der Tierquälerei entgegentrat, ist ein glänzendes Zeugnis für seinen moralischen Charakter. — Mit Recht sagt P. J. Möbius in seinem Buche über Schopenhauer (3. Auflage, Seite 237): »Hätte Schopenhauer weiter kein Verdienst, als das, mit flammenden Worten der Tier-Verachtung und Tier-Schinderei entgegengetreten zu sein, so müßten wir ihn allein deshalb lieben und sein Andenken hochhalten.« — Am Schlusse meines Vortrages sprach ich kurz über die heute üblichen Tierquälereien und über die Bedeutung der Tierschutzbewegung.

Nach meinem Vortrage sprach Dr. med. Wankke über »Schopenhauer's Philosophie und die moderne Psychiatrie«.

In der dritten Sitzung wurde beschlossen, den von Curt Böninger gestifteten Preis für die beste Beantwortung der Frage: »Wie ist die Behandlung Schopenhauer's durch Kuno Fischer in seiner Geschichte der Philosophie zu beurteilen?« erst nach dem Kriege zu verteilen, da einige Bewerber um den Preis durch den Krieg verhindert wurden, ihre Arbeit zu beenden.

Professor Paul Deussen hielt dann einen sehr interessanten Vortrag über »Unsere Brüder im Osten«, in welchem er die Verwandtschaft der Lehren Kant's und Schopenhauer's mit denen der alten Inder aufdeckte. — Am Schluß sprach Dr. Malte Wagner über »Hebbel's Verhältnis zu Schopenhauer«.

Die drei zuletzt genannten Vorträge werden voraussichtlich im nächsten Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft veröffentlicht und dann vielleicht in der Ethischen Rundschau kurz besprochen werden.

M. S.

Hertzka's Freilandsystem.

Am 13. Juli wurde der berühmte sozial-ethische Volkswirth Dr. Theodor Hertz-

ka 70 Jahre alt. Er wurde in Budapest als Deutsch-Ungar geboren. Viele Jahre hindurch stand er an der Spitze großer Tageszeitungen in Wien und Budapest und gab in Wien lange auch eine wertvolle »Zeitschrift für Staatswissenschaft« mit der Beilage »Freiland« heraus. Seit wenigen Jahren lebt er zurückgezogen in Wiesbaden.

Ich glaube mir ein Verdienst um das heutige Geschlecht zu erwerben, indem ich den erwähnten Anlaß benutze, um es mit Hertzka's Gedanken und Grundsätzen bekannt zu machen, die leider bereits halb verschollen sind, obgleich sie einen beträchtlichen Teil der vorigen Generation begeisterten. Mein Beginn ist umso zeitgemäßer, als der Weltkrieg begonnen hat, eine weitgehende Umwertung vieler Werte zu bewirken, welche nach Wiederkehr des Friedens zweifellos immer weitere Kreise ziehen wird und durch Erneuerung der Kenntnis der Hertzka'schen Gedanken eine segensreiche Förderung erfahren könnte.

Theoretisch ist das Freilandsystem schon in Hertzka's »Gesetzen der sozialen Entwicklung« (1887) skizziert. In gemeinfaßlicherer Form ist es in den halb belletristischen Büchern »Freiland, ein soziales Zukunftsbild« (1889), »Entrückt in die Zukunft« und »Die Reise nach Freiland« (das zuletzt genannte Büchlein ist in Reclam's Universalbibliothek erschienen) niedergelegt, welche große Verbreitung erlangten. Da ich wegen Raumangels hier leider nur einige der Grundgedanken Hertzka's mitteilen kann, empfehle ich meinen Lesern dringend das sehr genußreiche Studium der drei erwähnten romanartigen Bücher Hertzka's, besonders aber seines großartigen, glanzvollen Hauptwerkes »Freiland, ein soziales Zukunftsbild« (Verlag »Berlin-Wien« in Berlin, Preis 3 Mark).

Unter der jetzigen Ordnung wird nicht so viel Reichtum erzeugt, wie wir erzeugen könnten, sondern nur jenes Maß, für das wir Verwendung haben. Die Verwendungsmöglichkeit hängt aber nicht von der Fähigkeit des Erzeugers ab, sondern von der des Verbrauchers. Damit nun die gegenwärtige Ausbeutung des Menschen durch den Menschen überwunden werden könne, wäre es unerlässlich, daß der Umfang des hervorgebrachten Reichtums die Höhe des vollen menschenwürdigen Bedarfes aller Menschen erreiche. Auf Grund dieser Erkenntnis fand Hertzka eine Reihe von Lehrsätzen, deren praktische Anwendung eine gerechtere Gesellschaftsordnung herstellen und die Produktionskraft bedeutend erhöhen würde. Unter anderm erkannte er, daß der Kapitalismus die Zu-

nahme des Reichtums dadurch abschneidet, daß er die konsumtive Verwendung der Vertragsüberschüsse endgiltig verhindert. Er fand ferner, daß der Kapitalzins im Zustande der wirtschaftlichen Gerechtigkeit gegenstandslos wird, und schlug daher einen gangbaren Weg vor, wie der Zins, angeblich eine vom Kulturfortschritt untrennbare Einrichtung, dadurch überwunden werden könne, daß man die Erzeugungskapitalien von Gesamtheitswegen dem Unternehmer zur Verfügung stelle, ohne die Grundsätze der vollkommensten persönlichen Freiheit zu verletzen. Könne aber der Zins abgeschafft werden, ohne daß kommunistischer Zwang an seine Stelle tritt, so stehe der Einführung einer freien Gesellschaftsordnung kein sachliches Hindernis mehr im Wege. Hertzka erfaßte auch, daß die Grundrente (Entschädigung für die Abnützung des Bodens) und der Unternehmergewinn (Recht des Arbeitgebers auf den Arbeitsertrag) mit dem Anspruch des Arbeitenden auf den Ertrag seiner Arbeit unvereinbar sind, folglich beseitigt werden müssen.

Für die Durchführung all dieser grundlegenden Vorschläge ersann Hertzka praktische Mittel, und so machte er sich daran, die Folgerungen aus seinen Entdeckungen und Ausheckungen zu ziehen und zu einem lebensvollen Gemälde auszugestalten, dem er die Form der Beschreibung eines auf vollster Freiheit und Gleichberechtigung — nicht Gleichheit, denn die ist unmöglich! — begründeten Gemeinwesens gab, welches er »Freiland« nannte. Diese Schilderung sollte jeder lesen, der geneigt ist, seinen sozial-ethischen Gesichtskreis durch eines der spannendsten und bedeutendsten Bücher der Neuzeit erweitern zu lassen.

Die Wirtschaft in dem Hertzka'schen Zukunftsstaat beruht durchaus auf genossenschaftlicher Grundlage. Bei ihm handelt es sich nicht, wie beim heutigen Genossenschaftswesen, bloß um einzelne Punkte der »genossenschaftlichen Kultur«, wie das moderne Schlagwort lautet, sondern um genossenschaftliche Kulturpolitik in allen wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Lebensbeziehungen. Das mag allzu ideal, ja utopisch klingen, ist es aber keineswegs. Hertzka dichtet den Menschen keine neuen Eigenschaften, keine geheimnisvollen Kräfte an; er bewegt sich auf dem Boden der Wirklichkeit und entwickelt alles aus dem Bestehenden. Die Triebfeder des wirtschaftlichen Handelns seiner Personen ist, so ethisch und kommunistisch es teilweise anmuten mag, lediglich der Eigennutz: während jedoch jetzt der Eigennutz einer Minderheit zur Geltung ge-

langt, macht sich in »Freiland« ein gesunder, natürlicher, »erleuchteter« Eigennutz Aller geltend. Wir haben es in dem ganzen System mit innerlich wahrhaften ethischen wie wirtschaftlichen Voraussetzungen und Grundlagen zu tun. Geschrieben ist »Freiland« mit erstaunlicher Anschaulichkeit, verblüffendem Scharfsinn und einem ebenso wohltuenden wie seltenen Mangel an Einseitigkeit.

Der Grundzug seines Zukunftsstaates ist die Organisation der freien Arbeit lediglich zugunsten der Arbeitenden, ohne Lohn, ohne Unternehmergewinn, ohne Bodenrente, ohne Kapitalzins, zu »freien Genossenschaften« mit absoluter Freizügigkeit. Alle Arbeitenden heimsen den vollen Ertrag ihrer Arbeit ein. Es ist ein Zusammenschluß ohne jeglichen Rest des alten Herrschaftsverhältnisses irgend eines Arbeitgebers, also eine wirkliche Lösung des Grundproblems der sozialen Befreiung.

Der Boden bleibt dauernd herrenlos. Abschaffung des Geschäftsgeheimnisses und ausgedehnte Öffentlichkeit des gesamten Geschäftsbetriebes spielen eine ungeheure Rolle. »Jedermann mag handeln, wie ihm beliebt, sofern er nur nicht die Rechte Anderer kränkt. Aber wie immer er handle, sein Tun muß vor jedermann offen daliegen.« Da es in Freiland keine wirtschaftlichen Gegner, sondern nur wirtschaftlich solidarische Menschen geben kann, so werden durch die vollste Offenheit die Interessen jedes Einzelnen gefördert. Den Gipfelpunkt der Durchführung des Prinzips der Öffentlichkeit bildet die große, allumfassende, genossenschaftliche »Zentralbank« — eine genial durchdachte Schöpfung. Geld gibt es sehr wenig, fast alles unterliegt dem Clearingverkehr jener gewaltigen Bank für Alle. Krisen, Bankerotte, Arbeitslosigkeit, Kinder- und Frauenelend, Armut und Reichtum sind ausgeschlossen. Geradezu mustergiltig ist die politische Verfassung mit ihrer aus zwölf »Regenten« bestehenden Vollzugsregierung und ihren, die Stelle unserer politischen Parlamente einnehmenden Fachkörperschaften.

Das einzig wirklich ernste Hindernis der Durchführung von Hertzka's Plänen böte meines Erachtens die große Schwierigkeit, für die Gründung einer Versuchsansiedlung eine völlig geeignete, gesunde, herrenlose Oertlichkeit zu finden. Die zahllosen »Freilandvereine«, die in vielen Ländern zu Propagandazwecken gegründet wurden, kümmernten sich um diesen wichtigen Punkt leider nicht. Man hielt trotz meiner nachdrücklichen Warnung (ich war an der Leitung des Wiener Freilandvereins beteiligt) an dem Keniagebiet in Zentralafrika fest und entsandte

vor mehr als zwanzig Jahren eine Pionier-Expedition dahin. Aber, ganz abgesehen von ihrer sehr schlechten und überstürzten Organisation, meine Vorhersage ging in Erfüllung; die britische Regierung weigerte sich, sie von Sansibar weiterziehen zu lassen. Sie mußte sich nach halbjährigem Warten schon in Mombassa auflösen; und so wurde der erste und einzige Versuch, die freiländischen Ideen in der Praxis zu erproben, im Keime erstickt. Die Freilandvereine zerfielen, ihr Wiener Zentralorgan »Freiland« ging ein, und bald geriet die ganze Sache in Vergessenheit.

Ich möchte meinen kurzen Hinweis auf Hertzka's herrliche Schöpfung, die die Gesellschaftswissenschaft so sehr bereichert hat, mit dem innigen Wunsche abschließen, daß deren Grundzüge bei den sozialen Neuerungen, welche die Zeit nach dem Kriege bringen wird, weitgehende Berücksichtigung finden mögen — zur Freude und Ehre des Jubilars.

Leopold Katscher.

Opfer des Weltkrieges.

Friedrich Jaskowski.

Am Sonntag, dem 6. Dezember 1914, ging zu Praschnitz in Russisch-Polen die Sonne glühend rot auf, in ihrem blutigsten Rot. Durch ihre Strahlen schritt, die Anderen um Haupteslänge überragend, ein Mensch mit königlichem Schritt. Um seine Stirne leuchtete gleich heiligem Feuer goldblondes Haar. Hinter ihm schrie es warnend und bittend: »Gehen Sie in Deckung!« Die Sonne leuchtete zu rot und blutig. . . dann lag er noch eine halbe Stunde lebend und sterbend in den Armen eines Soldaten. Das Herzblut floß leise, ganz leise über die blumenlose Stätte. Er versuchte zu sprechen, er konnte kein einziges Wort mehr sagen, eine ganze halbe Stunde. Er lächelte mild und ernst, wie immer wenn seine Seele sprach. Der Leib wurde müde, immer müder, er hatte so oft und so viel gekämpft. Er wollte schlafen, das Auge sprach von fernem Welten, von fernem Menschen, dann schloß es sich zum seeligen Schlaf. Ringsumher dröhnte und lärmte es wie in der Hölle, sein Ohr horchte auf. Heilige Klänge, Stimmen guter Geister, vollendeter Rythmus. Dann kam das Weihfest, die heilige Nacht, und es war alles gut. . . Nur wir Ueberlebenden trauern und begreifen es nicht.

Friedrich Jaskowski war ein edler, reiner Mensch. Wer ihn kannte, nur von der Ferne kannte, weiß es; und die paar Menschen, die ihm etwas näher standen, hatten Ehrfurcht vor ihm und seiner Art. Mit ihm ist ein

kostbarer Mensch aus den Reihen derer geschieden, denen es ernst ist, aus sich und aus dem Leben etwas zu machen. Was er sich und Anderen war, mußte er sein aus innerstem Bedürfnis. Alles in ihm war wertvoll und einzigartig durch die tiefe, schöne Art seiner Seele, gleichviel ob er seine Schätze barg im Kelch der Religion oder in der Schale des Vegetarismus. Er blieb sich treu, seine Soldaten ehrten ihn, wie ihn die Zuhörer seiner Vorträge geehrt hatten, und wenn er sein Kommissbrot und Wasser — manches Mal tagelang die einzige Nahrung, die er als Vegetarier im Kriege erhalten konnte — nahm und noch teilte, sah man auf seinem Gesicht die heitere Frömmigkeit des ersten Menschen.

Er hat einige wertvolle Werke hinterlassen. Noch manchen Schatz birgt seine Schriftsteller-Mappe, auch aus den letzten Wochen seines Lebens. Von den erschienenen Sachen sind vor allem die (in den Heften II/12 und III/1—2 der Ethischen Rundschau besprochene) schöne Monographie über das Ernährungsproblem: »Philosophie des Vegetarismus« (Verlag von O. Salle, Berlin, Preis 5 M.) und die »Sizilianischen Geheimnisse« zu nennen, die in neuer Auflage, mit Einleitung von Karl Joseph Friedrich, als »Geheimnisse der Völkernkatastrophen« (Konkordia-Verlag, Bühl in Baden, Preis 1 M.) erschienen sind, eine tiefgründige Erörterung des Todes- und Leidsproblems, ein Buch, das man jetzt lesen sollte.

Das Wertvollste an Friedrich Jaskowski ist und bleibt sein meisterhaftes Leben, ein Vorbild lieblich zarter, männlich starker Menschlichkeit.

Dr. med. Heinrich Meng, Stuttgart.

Im Dezember 1914 fiel in den Karpathen

Friedrich Kunkel

im Alter von 19 Jahren. Eine Kugel zerschmetterte ihm einen Oberschenkel. Als Sanitäts-Soldaten ihm helfen wollten, war er schon verblutet.

Friedrich Kunkel war ein herzensguter junger Mensch, der, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, vielen guten Bewegungen wertvolle Dienste geleistet hätte. Im Alter von 15 Jahren wurde er durch einen Schuhmacher, bei dem er als Lehrling arbeitete, angeregt, einer Guttempler-Loge beizutreten, und arbeitete nun mit großem Eifer für alle die ethischen Bewegungen, die er durch die Loge kennen lernte. Bald darauf wurde er Zeichner in einem Architektur-Bureau, und er hoffte, später als Architekt der Bewegung für Woh-

nungsreform gute Dienste leisten zu können. — Als er im November 1913 die Schriften der »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« kennen lernte, beschloß er fortan hauptsächlich für den Tierschutz und die Friedensbewegung zu arbeiten und verstand es auch, manche seiner Bekannten, besonders Mitglieder von Wandervogel-Vereinen und Guttempler-Logen, zur Mitarbeit an diesen Bewegungen anzuregen. In vielen Zusammenkünften von Guttemplern und an von ihm selber veranstalteten Lese-Abenden las er Fried's Aufsatz »Irrige Ansichten über die Friedensbewegung«, Gedichte von Christian Wagner, Schriften der »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« usw. vor. Auch Flugschriften dieser Gesellschaft verbreitete er in großer Menge.

Als der Weltkrieg ausbrach, hielt er es für seine Pflicht, sich sogleich als Freiwilliger zu melden.

Wir werden des lieben Freundes oft mit Wehmut gedenken. M. S.

Am 12. Januar 1915 fiel bei La Bassé
Dr. Ernst Schottky.

Der Verstorbene wurde am 17. Februar 1888 als Sohn des bekannten Mathematikers Friedrich Schottky geboren. Er gehörte zu den Gymnasiasten, die vor etwa 12 Jahren in Steglitz bei Berlin die Wandervogel-Bewegung ins Leben riefen, die sich schnell über alle deutschen Lande ausbreitete. Von 1906—1910 studierte er in Berlin Naturwissenschaften und wurde dann Mitarbeiter an der »Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege« in Berlin. Ueber seine Lebensaufgabe sagte er in einer im Jahre 1913 geschriebenen autobiographischen Skizze:

»Es lag nahe, daß ich mich ganz meiner Wissenschaft widmete. Indes hatte sich schon im Laufe der letzten Jahre eine gewisse Aenderung in mir vollzogen. Der jahrelange Verkehr mit der Jugend, die soziale Wirksamkeit hatten mich mehr und mehr gefesselt und überzeugt, daß hier mein eigentliches Tätigkeitsfeld lag. Ich sah, daß ich Menschen brauchte, auf die ich wirken konnte, und es dachte mir eine große Aufgabe, der Jugend das Verständnis zu erschließen für die tiefen Schönheiten der Natur, ihr die Liebe zur Natur und Achtung vor allem Lebenden einzuprägen.«

Im Januar 1914 lernte Schottky die Ethische Rundschau kennen, und nun schloß er sich sogleich mit großer Begeisterung der »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« an, die er durch Veröffentlichung von Auf-

sätzen in Tagesblättern und durch Verbreitung von Flugschriften zu fördern suchte. Im Herbst 1914 wollte er große Versammlungen in Steglitz veranstalten, in denen ich Vorträge halten sollte. — Auch die Bewegung gegen den Alkoholismus wurde von ihm gefördert.

An dem Krieg nahm Ernst Schottky als Freiwilliger teil. Am 12. Januar wurde er bei La Bassé am Bein leicht verwundet. Als er von einem Kameraden verbunden worden war, wollte er, wie ein anderer Teilnehmer an der Schlacht berichtete, einem schwer verwundeten Kameraden zu Hilfe eilen und wurde dabei durch eine Granate getötet.

Ernst Schottky war ein ungemein gütiger und gemütvoller, religiös gesinnter Mensch. Seine Freunde hatten gehofft, daß er der Menschheit noch große Dienste leisten werde, und konnten es schwer fassen, daß sein junges Leben so jäht vernichtet worden sei.

M. S.

Am 13. Mai fiel im Westen an der Spitze einer Kompagnie, die er als Oberleutnant zum Sturmangriff führte,

Dipl.-Ing. und Dr. phil. **Ferdinand Vetter.**

Der Verstorbene gehörte zu den Führern der Wandervogel-Bewegung und nahm auch eifrig an dem Kampf gegen den Alkoholismus, der Tierschutzbewegung und andern Bestrebungen teil. Der Guttempler-Orden und die »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« verlieren in ihm ein treues Mitglied. Besonders bemühte Ferdinand Vetter sich, die »Wandervogel« zur Mitarbeit an ethischen Bestrebungen anzuleiten. Als im Jahre 1908 der Verein »Wandervogel, deutscher Bund für Jugendwanderungen« sich eine neue Satzung gab, sorgte er auf meine Bitte dafür, daß darin unter den Aufgaben des Bundes auch »die Weckung des Mitgeföhls mit allem Lebenden« genannt werde. Wie die Zeitschrift »Deutscher Guttempler« mitteilt, ist es vornehmlich ein Verdienst Vetter's, daß im Wandervogel-Bunde »der Nüchternheits-Gedanke so festen Fuß gefaßt hat.«

Ehre seinem Andenken!

M. S.

Theodor Dänicke †.

Am 31. Mai starb nach langem Leiden im Alter von 52 Jahren der Geschäftsleiter des Saarbrücker Tierschutzvereins,

Theodor Dänicke.

Der Verstorbene war einer der eifrigsten und uneigennützigsten Kämpfer für den

Tierschutz. Mit großem Erfolg war er für den Tierschutzverein in Saarbrücken tätig. Noch während seiner letzten Krankheit arbeitete er mit Anstrengung aller Kräfte für die Linderung fremder Not und beschleunigte dadurch das Herannahen des Todes.

Theodor Dänike war ein Anhänger der radikalen Richtung der Tierschutzbewegung. Auch die »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« hat ihm viel zu verdanken. Falls ich einmal die Geschichte dieses Vereines schreiben werde, werde ich über die großen Dienste, die er ihm geleistet hat, berichten.

Der Verstorbene verstand es, mit Menschen aller Kreise umzugehen und sie für eine gute Sache zu gewinnen. Er besaß humoristisches Talent und liebte eine fröhliche Un-

terhaltung; wenn es sich aber um eine ernste Angelegenheit handelte, ließ er nicht mit sich spaßen. Rückhaltlos sagte er den Gegnern seine Meinung; jeder Rohheit und Unehrllichkeit trat er entgegen, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung seiner Gegner und ohne zu bedenken, ob er durch sein ehrliches Auftreten sich persönlich Schaden zufügen könne.

Der 2. Vorsitzende des Saarbrücker Tierschutzvereines, Valentin Stuppy, schrieb mir in dem Briefe, in welchem er mir den Tod seines treuen Mitarbeiters anzeigte: »Man sagt wohl: ‚Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt‘; Dänike dachte aber überhaupt nicht, auch nicht zuletzt, an sich, und so hat er sich buchstäblich für den Tierschutz aufgeopfert.« M. S.

Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

Romain Rolland als Tierschützer. — Der berühmte Schriftsteller Romain Rolland in Genf, dessen Aufsätze über den gegenwärtigen Krieg in Deutschland vielfach sehr falsch beurteilt werden, antwortete mir auf die Zusendung einiger Schriften mit einem Briefe, dessen wichtigste Stellen hier in deutscher Uebersetzung folgen:

„.... Ich unterstütze besonders alle Schritte, die man tun kann, um die Grausamkeit gegen die Tiere zu bekämpfen. Ich habe meine Gedanken darüber in einem Bande meines ‚Jean Christoph‘ (»Der brennende Busch«) ausgesprochen. Ebenso wie der Held meines Romans könnte ich nicht einen Menschen zum Freund haben, der Vergnügen an der Jagd findet. Die Grausamkeit gegen die Tiere und auch schon die Teilnahmslosigkeit gegenüber ihren Leiden ist meiner Ansicht nach eine der schwersten Sünden des Menschengeschlechts. Sie ist die Grundlage der menschlichen Verderbtheit (»la base, sur laquelle s'édifie l'iniquité humaine«). Ich habe an diese Millionen von ergeben und still ertragenen Leiden niemals denken können, ohne davon bedrückt zu werden. Wenn der Mensch so viel Leiden schafft, welches Recht hat er dann, sich zu beklagen, wenn auch er selber leidet?«

In einem Briefe, in welchem er mir die Veröffentlichung des ersten Briefes gestattete, schrieb Romain Rolland:

»Das Mitleid mit den Tieren ist eines meiner tiefsten Gefühle; und seit meiner Kindheit hat es nicht aufgehört mich zu quälen.«

Unerreichbares Ideal und unanwendbares Mittel. — An einen Friedensfreund. — Sie sandten mir einen Aufsatz, in welchem Sie Gesetze vorschlugen, von denen Sie eine Förderung der internationalen Verständigung erhoffen. Ich lehnte den Abdruck ab mit der Begründung, daß in absehbarer Zeit so weitgehende Forderungen wie die von Ihnen erhobenen von der Gesetzgebung nicht erfüllt werden würden. Darauf weisen Sie mich darauf hin, daß ich in mehreren Abhandlungen über »radikale Ethik« gesagt habe, daß wir berechnigte Forderungen auch dann aussprechen müssen, wenn wir keine Aussicht darauf haben, daß sie erfüllt werden. Sie übersehen dabei, daß ich an den von Ihnen zitierten Stellen nur von Zielen spreche, deren Erreichung ein Zweck unserer Arbeit ist. Die Einführung der

von Ihnen vorgeschlagenen Gesetze gehört aber nicht zu den Zwecken sittlichen Strebens, sondern ist nur ein Mittel, durch das man Ihrer Meinung nach einen guten Zweck erreichen könnte. Ein sittliches Ideal müssen wir darstellen, sobald wir es erkennen, einerlei ob wir auf seine Verwirklichung hoffen können oder nicht; zur Erreichung dieses Ideals, oder zur Annäherung an es dürfen wir aber nur Mittel vorschlagen, von deren Zweckmäßigkeit wir voraussichtlich die Menschen, welche diesem Ideal zustreben, überzeugen können. Die Erkenntnis eines Ideals kann einen höchst segensreichen Einfluß auf unser inneres Leben auch dann ausüben, wenn wir dieses Ideal nie verwirklichen können; ein Mittel hat dagegen nur dann einen Wert, wenn es angewandt wird. — Freilich kann auch die Diskussion über ein unanwendbares Mittel zu wertvollen Ergebnissen führen. Bei der Wiederlegung eines Irrtums kann eine neue Wahrheit entdeckt werden; bei Untersuchungen, welche Kant zunächst nur anstellte, um Irrtümer Hume's zu widerlegen, gelangte er zu seinen größten Entdeckungen. So kann auch die Begründung der Ablehnung eines vorgeschlagenen Mittels unsere Gedanken auf ein besseres Mittel lenken, an das wir sonst nie gedacht hätten. Auch ist es in manchen Fällen nützlich, die Zweckmäßigkeit eines Mittels, dessen Anwendung wir erst in späterer Zeit erwarten können, schon jetzt nachzuweisen, weil dieses Mittel umso früher angewandt werden wird, je früher wir diejenigen, die es anwenden sollen, von seiner Zweckmäßigkeit überzeugen. Aber an die Gesetzgebung Anträge zu stellen, die von den gesetzgebenden Körperschaften bestimmt ohne fruchtbringende Debatte abgelehnt werden, das ist eine Kraftverschwendung. An die Gesetzgebung sollte man einen Antrag in der Regel erst stellen, wenn man weiß, daß ein großer Teil der Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft ihn unterstützen werden. Von dieser Regel sollte man nur in den Fällen abweichen, in denen man gerade von einem Antrag an die Gesetzgebung eine heilsame Belebung der öffentlichen Diskussion über die beantragten Reformen erhofft.

Gott segne alle Völker! — An einen Friedensfreund. — Sie fragen mich, was man tun könne, um dem Umflug, das Wort »Gott strafe England!« als

Gruß anzuwenden, entgegenzuwirken. Ich pflege, wenn ich diesen »Gruß« auf der Straße höre, zu rufen: »Gott segne alle Völker!« Wenn dann jemand seine Verwunderung über meine Äußerung ausdrückt, pflege ich ihm in ruhigen Worten einige der Gründe anzugeben, aus denen es unsittlich und auch unklug ist, ein ganzes Volk zu verwünschen. Erfreulicher Weise habe ich aber auch oft Leute gefunden, die meinem Widerspruch gegen die Verwünschung Englands zustimmen. — An den Türen vieler Läden, Wirtschaften u. s. w. sind jetzt kleine Plakate angeheftet, auf denen aufgefördert wird, nur Grüße in deutscher Sprache anzuwenden und nicht mehr zum Abschied »Adieu« zu sagen. Auf einigen dieser Plakate fand ich das handschriftlich hinzugesetzte Wort »Gott strafe England!« Dann fragte ich die Inhaber oder das Personal des Geschäftes, ob auch ich einen schönen Gruß hinzufügen dürfe. Das wurde ohne Weiteres gestattet. Darauf schrieb ich neben den Gruß »Gott strafe England!«: »Gott segne alle Völker!« — Meiner Meinung nach sollten die Friedensvereine an die Unterrichts-Ministerien die Bitte richten, den Lehrern zu verbieten, den Gruß »Gott strafe England!« in der Schule anzuwenden.

Zu Christian Wagner's 80. Geburtstage hätte ich gern einen Aufsatz in diesem Hefte veröffentlicht; leider wurde ich aber durch einige eilige Arbeiten daran verhindert, ihn zu schreiben. Da die Ethische Rundschau schon mehrere Aufsätze über den verehrungswürdigen Mann und Gedichte von ihm gebracht hat, so hoffe ich, daß seine Freunde es entschuldigen werden, daß sie nicht auch einen Aufsatz zu seinem 80. Geburtstage veröffentlicht. Ich hoffe aber bald wieder Gedichte und kleine Aufsätze von Christian Wagner abdrucken zu können.

Emil Weissbräuser, der am 31. Juli 1915 seinen 88. Geburtstag feierte, ist zum Ehren-Mitglied der »Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen« ernannt worden. Auch über sein verdienstvolles Wirken beabsichtige ich bald einen Aufsatz in der Ethischen Rundschau zu veröffentlichen.

Die Friedens-Hefte I und II der E. R. sind bis auf wenige Exemplare vergriffen. Für die Rücksendung dieser Hefte wäre ich daher sehr dankbar. Ich bin gern bereit, andere Schriften als Ersatz zu liefern.

Alle Gesinnungsgenossen, denen ich einen Brief schulde, bitte ich noch einige Wochen auf ihn zu warten, oder mir mitzuteilen, daß sie wegen meiner Ueberbürdung mit anderen Arbeiten auf ihn verzichten. — Ich bin herzlich dankbar für jeden Brief, in welchem ein Mitarbeiter mir seine Ansichten über unsere Schriften mitteilt, mir Ratschläge giebt, mir über den Erfolg seiner Werbearbeit oder auch über seine persönlichen Angelegenheiten berichtet u. s. w. Ich bitte dringend alle Gesinnungsgenossen, sich nicht durch meine Ueberbürdung mit Arbeit davon abhalten zu lassen, sich brieflich mit mir zu unterhalten; denn ich muß unbedingt über die Ansichten meiner Mitarbeiter und ihre Tätigkeit für unsere Bewegung unterrichtet sein, und ich möchte gern auch an ihrem persönlichen Leben teilnehmen. Selbst ein langer Brief kann ja in wenigen Minuten

gelesen werden. Nur bitte ich zu verzeihen, daß ich auch manche wichtige Briefe erst spät und viele andere überhaupt nicht beantworte.

Magnus Schwantje.

VEREINS-NACHRICHTEN.

Die 8. Hauptversammlung der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen

(Berlin W. 15, Düsseldorfer Str. 23)

fand am 15. April 1915 in Berlin W., Kleiststr. 41 (Café Nollendorf) statt.

Der Geschäftsleiter las den unten abgedruckten Tätigkeits-Bericht und den in unserm im März versandten Rundschreiben Nr. 251 veröffentlichten Bericht über unsere Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1914 vor. Die Rechnungsprüfer erklärten schriftlich, daß die Bücher, die Belege und die Kassen von ihnen eingehend geprüft und als richtig befunden worden seien. Auf Antrag eines Mitgliedes wurde darauf dem Vorstand Entlastung erteilt. — Fünf Mitglieder des Vereins wurden gemäß der Satzung als Mitglieder des Vorstandes für die Zeit bis zur nächsten Hauptversammlung und zwei Mitglieder als Rechnungs- und Kassen-Prüfer für das Jahr 1915 gewählt.

Bericht über unsere Tätigkeit im Jahre 1914.

Wie in den beiden letzten Jahren, war auch im Jahre 1914 unsere wichtigste Arbeit die Verbreitung der Ethischen Rundschau, die wir allen Mitgliedern und mehr als 170 Bibliotheken, Lesehallen, Kaffeehäusern u. s. w. lieferten.

Allen neuen Mitgliedern lieferten wir auch 7 Flugblätter und 3 Broschüren und auf Wunsch mehrere von andern Vereinen herausgegebene wertvolle Schriften über Tierschutz und verwandte Bestrebungen. Alle vor dem Jahre 1914 beigetretenen Mitglieder konnten die in unserm Schriftenverzeichnis angeführten Bücher und Broschüren zu bedeutend ermäßigtem Preise, einige ganz kostenfrei beziehen.

Im Oktober 1914 versandten wir ein Rundschreiben, in welchem wir uns bereit erklärten, den Mitgliedern, denen infolge des Krieges die Zahlung eines Beitrages jetzt schwer fällt, einen Zahlungsaufschub zu gewähren oder ihnen den Mitglieds-Beitrag für einige Jahre ganz zu erlassen. Ferner boten wir in diesem Rundschreiben den Mitgliedern, die sich verpflichteten, auch im Jahre 1915 einen Beitrag zu zahlen, den von Karl Maullner herausgegebenen »Heimat-Kalender« für das Jahr 1915 (Preis 2 Mark), der mehrere Aufsätze über unsere Bestrebungen enthält, kostenfrei und das 553 Seiten starke, schön eingebundene Werk »Memoiren« von Bertha von Suttner (früherer Preis 12 Mark) gegen Nachzahlung von 1,50 Mark an. Bis zum Ende des Jahres 1914 versandten wir 148 »Heimat-

Kalender und 92 »Memoiren« von Bertha von Suttner.

Auch die von uns selber veröffentlichten Schriften wurden im Jahre 1914 weit verbreitet. An mehrere Tausend Personen, die uns um Probeschriften ersuchten, ferner an solche, die uns von Mitgliedern als Freunde unserer Bestrebungen genannt wurden, oder dem Geschäftsleiter als solche bekannt sind, haben wir Probesammlungen unserer Schriften geschickt. Ferner lieferten wir Mitgliedern auf Wunsch große Mengen unserer Werbeschriften.

Alle Mitglieder und zahlreiche Freunde unserer Gesellschaft erhielten die Schrift »Hat der Krieg die Friedensbewegung vernichtet?«, die im Anhang einen Aufsatz über die Verwandtschaft der Friedensbewegung mit der Tierschutzbewegung enthält und durch deren Verbreitung wir schon viele Mitglieder gewonnen haben.

Am Anfang des Jahres 1914 veranstalteten wir zusammen mit dem Berliner »Vortrupp-Bund« 3 Versammlungen in Charlottenburg, in denen unser Geschäftsleiter Vorträge über unsere Bestrebungen hielt. Die Versammlungen waren sehr gut besucht, und viele Hörer wurden durch die Vorträge zu eifriger Mitarbeit angeregt.

In der Versammlung des »Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches«, die vom 13.—16. Mai 1914 in Stuttgart stattfand, war unsere Gesellschaft durch unsern Geschäftsleiter und Franz Kremnitz vertreten. Ueber die Verhandlungen dieses Kongresses ist in Heft III 7—8 der Ethischen Rundschau eingehend berichtet worden. — Im Anschluß an die Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft in München hielt unser Geschäftsleiter einen Vortrag über Schopenhauer als Tierpsychologen und Tierschützer. Unsere Mitglieder und Freunde in München wurden zu diesem Vortrage eingeladen.

Herzlich danken wir allen Mitgliedern und Freunden, die uns in unserer schweren Arbeit unterstützt haben.

Erfreulicher Weise ist kein einziges Mitglied aus unserm Verein deshalb ausgetreten, weil wir auch nach dem Ausbruch des Krieges unsere Arbeit für die Friedensbewegung fortsetzten.*) Zahlreiche Mitglieder haben aber ihre große Freude über die massenhafte Verbreitung von Schriften über die Friedensbewegung durch unsern Verein und über den Inhalt der zwei ersten »Friedenshefte« der Ethischen Rundschau ausgesprochen.

*) In unserem Rundschreiben Nr. 251 teilten wir mit, daß nur ein Mitglied erklärt habe, »daß es unserem Verein deshalb nicht mehr angehören könne, weil es seit dem Ausbruch des Krieges über die Friedensbewegung anders denke als wir.« Inzwischen ist aber dieses Mitglied unserm Verein wieder beigetreten und hat sogar den Mitgliedsbeitrag erhöht.

Unsere Einnahmen sind jedoch durch den Krieg sehr verringert worden, da mehrere Mitglieder, die uns bisher durch große Beiträge unterstützten, durch die Geldverluste, die ihnen der Krieg bereitet hat, zur Verminderung ihrer Beiträge veranlaßt wurden. Wir bitten daher alle Mitglieder, denen die Zahlung eines Beitrages nicht schwer fällt, auch in dieser schrecklichen Zeit, in der das Wirken eines radikal-ethischen Vereins notwendiger ist als je zuvor, uns treu zu bleiben und uns baldigst durch Geldspende zu unterstützen.

Jeder Leser dieser Zeilen, der unsere Bestrebungen für wert hält, unterstützt zu werden, aber unserm Verein noch nicht angehört, bitten wir herzlich, sich uns anzuschließen. Er fördert dadurch unsere Bestrebungen und erhält für einen geringen Betrag zahlreiche Schriften, aus denen jeder sittlich strebende Mensch mannigfache Belehrung und Anregung schöpfen kann. Die Satzung, das Schriftenverzeichnis und mehrere Flugblätter, sowie ein Probeheft der Ethischen Rundschau senden wir gern kostenfrei.

Alle wohlhabenden Freunde bitten wir, zu überlegen, ob unser Verein nicht auch durch ein Legat oder durch sofortige Zahlung einer großen Summe unterstützt zu werden verdient. Wir sind gern bereit mit Anhängern unserer Bewegung, die unsern Verein auf diese Weise zu fördern beabsichtigen, vorher die Pläne zu beraten, zu deren Ausführung das Geld verwendet werden könnte.

Im Auftrage des Vorstandes:

Rechtsanwalt Justizrat Max Beyer, Vors.,
Berlin O. 27, An der Jannowitzbrücke 1/II.

Magnus Schwantje, Geschäftsleiter,
Berlin W. 15, Düsseldorfstr. 23.

Gebundene Jahrgänge der E. R.

Wie ich wiederholt mitgeteilt habe, liefere ich gebundene Exemplare der ersten drei Jahrgänge an diejenigen Bezieher der Zeitschrift, welche die schon empfangenen losen Hefte als Werbe-Hefte weilergeben wollen, portofrei zum Preise von 1,10 Mark für jeden Band. Mit diesem Betrage werden nur meine Ausgaben für den Einband und die Zusendung ersetzt.

Besteller gebundener Jahrgänge, welche die gewünschten Jahrgänge nicht in losen Heften bezogen haben, erhalten einen Band für 5 Mark, alle 3 Bände für 10 Mark portofrei.

Die Ethische Rundschau enthält fast nur solche Aufsätze, die nach Jahren noch ebenso wertvoll sind wie zur Zeit ihrer Veröffentlichung.

Meine Einbände, mit Golddruck auf dem Deckel und auf dem Rücken, sehen sehr hübsch aus. Der Buchbinder würde für das Einbinden eines einzelnen Exemplars in einen solchen Einband 2 M. bis 2,50 M. berechnen. Ich rate daher allen Beziehern der E. R., die Hefte nicht einbinden zu lassen, sondern gebundene Exemplare der vollständigen Jahrgänge von mir zu bestellen — Von dem Einbinden der als Drucksachen versandten losen Hefte rate ich auch deshalb ab, weil die Hefte nur geknickt versandt werden konnten und der Bruch auch nach der Einbindung zu sehen ist.

Magnus Schwantje, Berlin W. 15, Düsseldorfstr. 23.



Friedensfreunde!

Verbreitet
während des Krieges
die

Aufklärungs- u. Werbeschrift:

Hat der Krieg die Friedensbewegung

vernichtet?

Von
Magnus Schwantje.

Anhang:

1. Friedensheldentum.
2. Friedensbewegung u. Tierschutzbewegung.
38 Seiten.

Preis bei portofreier Zusendung:

1 Exemplar 30 Pfg., 4 Exemplare 1 Mk.,
15 Exemplare 3 Mk., 80 Exemplare 10 Mk.,
grössere Mengen nach Vereinbarung.

Auf Wunsch versende ich die Schrift
direkt an mir genannte Adressen.

Nie ist pazifistische Aufklärungsarbeit
dringender notwendig als

während eines Krieges.

Magnus Schwantje,
Berlin W. 15, Düsseldorferstr. 23.



Verantwortlich für die Redaktion: Magnus Schwantje, Berlin W 15, Düsseldorfer Strasse 23. — Gedruckt bei Heinrich Zitelmann
Berlin S. 14, Dresdener Strasse 76.

Eine **Hochburg**

der verschiedensten Reformbestrebungen ist
das im schönen „bergischen Land“ gelegene
alkoholfreie, vegetarische

Erholungsheim Lindenhof

bei Dhünn, Reg.-Bezirk Düsseldorf,
:: Bahnhof Wermelskirchen. ::

Besonders zu empfehlen auch für Sommer-
frischler und Wanderer. Prachtige Umgebung,
Wald beim Hause, Luftbäder, Bade- und Gondei-
teich, grosse Obst-, Beeren- und Gemüse-
pflanzung, anerkannt vorzügliche vegetarische
Küche Mässige Preise..

— Man verlange illustrierten Prospekt. —

Jeder lese:

„Wie werde ich gesund?“

Preis 1 Mark.

„Erfolgreiche Wege der Heilkunst“.

Preis 80 Pfg.

„Was Magen- und Darmkranke über
ihre Ernährung wissen müssen“.

Preis 1,80 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt vom

Verlag „Gesundes Leben“, Meilenbach i. Thür.

Zeitungs - Ausschnitte

• liefert im Original über jedes Gebiet für
• Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fach-
• zeitschriften, Finanziers, Großindustrielle,
• Behörden etc. das bestorganisierte Bureau
• sofort nach Erscheinen.

• **Klose & Seidel**, — Bureau für —

• **BERLIN NO 43, Georgenkirchplatz 21.**

• Prospekte gratis Erste Referenzen!

• **Seneca.** Den Gesinnungsgenossen, der mir
• unter diesem Decknamen mehrere
• Briefe schrieb, bitte ich dringend, mir seine jetzige
• Adresse mitzuteilen, da ich einen an seine frühere
• Adresse gesandten Brief als unbestellbar zurück-
• erhalten habe.

M. S.